



Ludwig Philipp,

König der Franzosen.

(Bilder aus dessen Leben von seiner Jugend bis zum Antritte der Regierung im Jahre 1830.)

Wollte man die vollständige Geschichte König Ludwig Philipp's, der seit vierzehn Jahren nach so verschiedenen Wechselfällen Frankreich vor der Anarchie und Europa vor dem Kriege bewahrt hat, schreiben, so würden sich mehrere Bände damit füllen; aber der Augenblick dazu ist noch nicht gekommen. Ich werde mich deshalb begnügen, den Lesern eine Reihe von Bildern vorzulegen, um ihnen nach einander den Herzog von Valois, den Herzog von Chartres und den Herzog von Orleans bis er König der Franzosen geworden ist, zu zeigen. Wenn mir bei dieser Arbeit auch sonst jedes Verdienst abgeht, so werde ich doch sicherlich überall der Wahrheit treu bleiben, denn ich will erzählen, nicht schmeicheln.

Der König der Franzosen ist ein großer Monarch, aber die Umstände haben auch die Entwicklung seiner großen Eigenschaften begünstigt, sein Leben ist ein außerordentliches gewesen. Ihn zeichnen vor allem seine Weisheit und sein Talent in der Benutzung der Ereignisse aus, welche ein mittelmäßiger Verstand nicht begreifen würde.

Der Herzog von Chartres.

Nach dem Tode des Herzog von Orleans, nahm der Herzog von Chartres, sein Sohn, den Namen Orleans an, und der jetzige König der Franzosen, sein Enkel, den man bis dahin den Herzog von Valois genannt hatte, wurde Herzog von Chartres. Der Einfluß des Beispiels und der Lehren in den fürstlichen Familien läßt sich eben so wenig läugnen wie in den andern. Der Vater Ludwig Philipp's war ein junger, lebhafter, geistreicher, eleganter Prinz, sein

Gouverneur aber, der Graf von Pont-Saint-Maurice beschäftigte sich nur mit drei Punkten seiner Erziehung; er wollte, daß derselbe artig sei, graziöse Manieren und guten Ton besitze. Wenig kümmerte er sich dagegen um die Ausbildung des Geistes und des Herzens. Vergebens regte unter einem Gouverneur, wie der Graf war, sein Lehrer, der Abbe Alary seinen Zögling zum Studium und Denken an.

Ludwig Philipp erzählt noch immer gern Anekdoten von seinem Vater, die seinen moralischen Charakter unter einem günstigen Lichte darstellen, ob er gleich das politische Verhalten tadelt. Ich will nur eine anführen, der Herzog von Orleans (Egalité) war erst fünfzehn Jahre alt. Alle Morgen empfing er die Herren, welche von dem Lever seines Vaters kamen, und unter denen sich die Offiziere jedes Ranges von den Regimentern der beiden Prinzen befanden. Einer dieser Offiziere namentlich zog die Aufmerksamkeit durch seine schöne Persönlichkeit, und durch sein trauriges Aussehen an. Der Prinz erfuhr, daß er ohne Vermögen sei, und von seinem Gehalte seine Mutter und zwei Schwestern ernähre. Der Vater Ludwig Philipp's wurde davon so gerührt, daß er zwei Monate lang seine Gelder bei Seite legte, und als er vierzig Louis'd'or vor sich sah, dieselben dem Offizier übergab, der sich sehr wunderte, dieselben in einer Bonbonniere zu finden, die ihm der Prinz überreichte.

Der Prinz, der ein so edles Herz verrieth, wurde indes durch seinen eigenen Vater verborben, der ihm selbst eine Geliebte gab, sobald seine Erziehung für beendet angesehen wurde. Diese Geliebte war die berühmte Mademoiselle Duthe. Was konnten ein Ba-



ter, ein Hof, eine Familie oder die Gesellschaft von der Moralität eines jungen Mannes erwarten, den sein Vater nicht nur selbst zuerst den Versuchungen entgegenführte, sondern aufforderte und ermutigte, in der Gesellschaft so ausschweifender Männer zu leben, wie es damals der Chevalier de Coigny und die Herren von Fitzjames und von Craffen waren? Der Vater Ludwig Philipp fand denn auch in seinem siebzehnten Jahre selbst die Damen vom Hofe seines Vaters, im Palais Royal, für sich zu spröde; er wollte die Traditionen der Regentenschaftzeit fortpflanzen und erklärte der Tugend der Frauen den Krieg; er erwarb sich den Ruf eines geistreichen, graziösen und artigen Mannes, aber selbst die, welche ihn für den liebenswürdigsten Prinzen erklärten, beschuldigten ihn, er habe kein Herz. Man muß freilich hinzufügen, daß der Vater Ludwig Philipp das Unglück hatte, dem sittenlosesten Hofe in Europa anzugehören. Der Marquise von Pompadour war die Madame Dubarry gefolgt. Das Laster ging mit feck erhobenem Haupte unter der Herrschaft einer solchen Favorite umher. Die Tugend und die Moral wurden hier nur lächerlich gefunden. Ludwig der XV. bereitete so, mit einem Worte, den Fall der Monarchie selbst vor.

Als der Vater Ludwig Philipp's Herzog von Orleans wurde, vertraute er die Erziehung seiner vier Kinder der Frau von Genlis an. Alle Anekdoten, die noch heute in den Tuileries und in Neuilly über die Kindheit des Königs erzählt werden, gereichen ihm und seiner Lehrerin zur Ehre. Nachdem die Gesundheit der Herzogin, seiner Mutter, durch die Bäder von Sauviniere wieder hergestellt worden war, wollte der Herzog von Chartres mit seinen beiden Brüdern und seiner Schwester die Genesung durch ein Fest feiern. Sie schufen um die wohlthätige Quelle her eine schöne Promenade, schmückten dieselbe mit bequemen Sitzen, bauten Brücken über die Waldbäche, und bepflanzten die umliegenden Wälder mit blühenden Gesträuchen; an einer der mahlerischsten Stellen endlich wurde ein Altar von weißem Marmor errichtet, an welchem der junge Herzog von Chartres selbst mit einem Meißel die Worte eingrub: Aus Dankbarkeit. In der Nähe von Sauviniere stand das alte Schloß Franchemont, in welchem die Schuldgefangenen sich befanden. Als es Ludwig

Philipp von der Spitze des Berges aus bemerkte, rief er aus: »diese Landschaft ist schön, so lange es aber Gefangene hinter jener alten Mauer gibt, wird sie mir traurig erscheinen.« Sogleich schlug er eine Subscription zu Gunsten dieser gefangenen Unglücklichen vor; sie hatte guten Fortgang, und als der junge Prinz einige Zeit nachher das leere Schloß besuchte, sagte er: »ja, jetzt ist die Landschaft herrlich und ich kann sie ohne Trauer bewundern.«

Man hat behauptet, die Frau von Genlis habe ihren Erziehungsplan aus Rousseau's Emil entlehnt; was man aber auch von dieser Frau denken mag, ihr vertrautes Verhältniß mit dem Herzog Egalité mag rein und ehrenhaft gewesen sein oder gebrandmarkt werden müssen, sie mag eine Intriguantin oder eine Frau von Grundsätzen gewesen sein, ihr Erziehungsplan war literarisch, moralisch und religiös; ihre erlauchten Zöglinge selbst haben sie in dieser Hinsicht gerechtfertigt. Sie lehrte sie, für die Gesundheit des Körpers wie für die der Seele zu sorgen, die Leidenschaften zu beherrschen, der Vernunft und den Grundsätzen die Obergewalt über die verschiedenen Versuchungen zu gewinnen, den Charakter zu bilden, den Geschmack zu pflegen, alles Große, Edle, Weise, Gute zu lieben, die Moral und die religiösen Grundsätze zu achten. Der König der Franzosen hat stets anerkannt, was er den Talenten und der Ausdauer einer solchen Lehrerin verdankt; er besuchte sie fortwährend, so lange sie lebte, und seit sie todt ist, spricht er noch immer mit derselben Achtung von ihr.

Die Wahl der Frau von Genlis als Erzieherin seiner Kinder kann also dem Vater Ludwig Philipp nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Man erwähnt ferner zu Gunsten dieses Fürsten, daß er nach dem Tode des alten Herzogs von Orleans mehreren Gelehrten einen Jahresgehalt von 600 Francs fortzahlte, sogar die Liste dieser Pensionaire vergrößerte, indem er Laharpe, Marmontel, Patissol, Gaillard, Bernardin und Saint Pierre hinzufügte. Der letztere war damals sehr arm und mußte für die Gunst, die er empfing, um so dankbarer sein, da sie ihm durch den neuen Herzog von Chartres, den jetzigen König, überbracht wurde, der ihn besuchte und ihm bewies, daß er seine Schriften gelesen.

Ludwig Philipp hatte immer die treueste und innigste Liebe zu seinen Brüdern und seiner Schwester gehabt. Es lebt von seinen Geschwistern nur noch Mad. Adelaïde und ihre Liebe ist unveränderlich in allen Wechselfällen des Lebens geblieben; der Schmerz, die Verbannung, die Noth, die Freude, die Rückkehr des Glückes und des Ruhmes haben sie gleich geprüft. Sie theilten stets dieselben Tröstungen und dieselben Hoffnungen; sie unterstützten einander immer mit ihrem Rathe; sie vertheidigten einander gegen dieselben Verläumdungen und stützten sich auf einander in gleichen Gefahren. Die Geschichte wird eines Tages diese Freundschaft würdigen. Man kann nicht ohne Rührung Mad. Adelaïde diesen Bruder rühmen hören, der bisweilen unter der Königskrone die Dornenkrone getragen hat. »Mein Bruder,« sagt sie, »ist für einen König der Franzosen ein zu ehrlicher Mann. — Mein Bruder ist der ehrlichste Mann in seinem Königreiche. — Mein Bruder ist das Muster der Ehegatten, der Väter, der Söhne, der Brüder, der Prinzen und Könige.« — In diesem Munde haben diese Lobsprüche nichts Übertriebenes. Ludwig Philipp gibt sie seiner Schwester mit nicht geringerer Begeisterung zurück. Er entschließt sich zu keinem großen Unternehmen, entscheidet sich in keiner großen Frage, ohne sich mit seiner Schwester berathen zu haben; was aber dieser Prinzessin hauptsächlich zum Ruhme gereicht, ist, daß sie weder zu ihrem eigenen Vortheile noch zum Nutzen ihrer Diener den Einfluß gemißbraucht hat, den sie auf den König ausübt wegen ihrer genauen Kenntniß seines Charakters und wegen ihres merkwürdigen Gedächtnisses, welches die früheren Ereignisse so leicht mit Ereignissen des Augenblickes zusammen zu stellen weiß, wegen ihres sichern Urtheils, ihres heldenmüthigen Sinnes und ihrer Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, wenn es sich um die Erfüllung einer Pflicht handelt. Diejenigen welche ihre Protection erbitten, werden oft abgewiesen; hat sie aber einmal ihr Wort gegeben, so kann man auf sie rechnen und der König sträubt sich auch nicht, weil er wohl weiß, daß sie dem Wohlwollen die Gerechtigkeit vorzieht.

Diese Freundschaft schreibt sich aus der Kinderzeit her; wie sehr er auch seine Brüder liebte, namentlich den Herzog von Montpensier, von dem er öfter spricht,

als von dem Herzog von Beaujolais, Ludwig Philipp zog als Herzog von Valois und dann als Herzog von Chartres Mad. Adelaïde, damals Mademoiselle von Orleans, entschieden vor. Man sagt, der Herzog von Montpensier sei ernster gewesen, als sein älterer Bruder, aber auch minder geistig begabt. Ein letzter Zug wird die brüderliche Liebe Ludwig Philipps schildern: Als er erfuhr, daß ein Decret der ersten französischen Revolution das Erstgeburtsrecht abgeschafft habe, umarmte der Herzog von Chartres den Herzog von Montpensier und sagte: »Es freut mich sehr, nun sind wir einander ganz gleich, Bruder.«

Der erste Lehrer Ludwig Philipps war der Chevalier von Bernard gewesen, dem man empfohlen hatte, seinen Zögling oft daran zu erinnern, daß ein Prinz vollkommen sei, wenn er ein anmuthiges Benehmen habe. Ihn ersetzte der Abbé Guyot und Madame Genlis; dann kam der Herr von Bonard und endlich Lebrun. Der Abbé Guyot war oberflächlich, hielt aber auf religiöse Grundsätze. Den Herrn Lebrun beschäftigten die secundären Studien sehr. Alles, was zwischen Mad. Genlis und den jungen Prinzen vorkam, wurde in ein Tagebuch eingetragen, das man bis zur Vollendung ihrer Erziehung fortsetzte. Dieses Tagebuch befindet sich noch in den Händen des Königs der Franzosen.

Man schmeichelt den kleinern Prinzen immer und die Lehrer, die man ihnen gibt, finden sie nicht sehr fügsam. Man erzählt, der junge Ludwig Philipp habe, als er die erste Geschichtsstunde erhielt, statt zuzuhören gähnt, sich auf das Sopha gestreckt und stolz die Füße auf den Tisch gelegt. Er mußte als unfolgsamer Schüler bestraft und eingesperrt werden. Zum Glück sah er endlich ein, daß ein Prinz, der etwas wissen will, wie jeder andere Mensch lernen muß und er hörte nun stets aufmerksam zu. Er gab sogar bald selbst Unterricht. Man hatte ihm sehr bald einen deutschen Kammerdiener, einen italienischen Lakai und einen englischen Sprachlehrer gegeben, welche alle drei den Befehl erhielten, mit dem jungen Prinzen nie anders als in ihrer Muttersprache zu reden. Eines Tages vergaß sich der englische Sprachlehrer und übersezte eine Redensart, um sich deutlicher zu machen, ins Französische. »Ich verstehe Sie noch weniger,« antwortete ihm der

kleine Herzog von Chartres; »Sie haben gegen die Regel gesündigt; ich habe Sie freilich im Englischen nicht verstanden, aber ich besitze die Geduld zu lernen und wenn es Ihnen recht ist, wollen wir noch einmal anfangen.« Der englische Sprachlehrer merkte sich dies und vergaß, daß er zwei Sprachen verstand. Diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit in seiner Jugend verdankt es Ludwig Philipp, daß er jetzt nicht nur mehrere Sprachen geläufig spricht, sondern sie auch nach allen Regeln der Grammatik schreibt, so daß er sich im Gespräch und in Briefen mit allen fremden Gesandten unterhalten kann, ohne Dolmetscher und Secrétaire nöthig zu haben. Man setzt hinzu, er habe auch oft seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten und alle Mitglieder seines Cabinets übergangen, und trotz der berühmten Maxime: »der König herrscht, aber regiert nicht,« hat er immer in diesem Punkte fügsame Minister gefunden. Sie gestehen zuerst zu, daß Seine Majestät die fremden Sprachen besser verstehe als sie, und daß er bei manchen Gelegenheiten sehr geschickt Collisionen und sogar Kriege vermieden hat, die durch eine schlecht übersetzte oder schlecht ausgelegte Depesche hätten herbeigeführt werden können.

Die politische Erziehung des jungen Herzogs von Chartres hat man der Frau von Genlis oft zum Vorwurfe gemacht; man sagte besonders, sie habe in ihm diejenige Liebe zur Freiheit zu sehr begünstigt, welche die französische Mode war. Die Tadler der Frau von Genlis scheinen zu vergessen, daß die jungen Prinzen ein Beispiel vor Augen hatten, das mehr Eindruck auf sie machen mußte, als alle liberalen Lehren, das Beispiel eines Vaters, der sich an die Spitze der antimonarchischen Oppositions-Partei gestellt hatte. Die Lehrerin hat vielmehr stets erklärt, sie habe die Politik von ihrem Unterrichte fern gehalten und ihre Zöglinge vielmehr von dem Geräusche der Revolution abzu ziehen gesucht, welche bereits um sie her tobte, um sie nur mit ihren Studien zu beschäftigen.

Es war der Frau von Genlis unmöglich, die jungen Prinzen zu hindern, über das zu sprechen, was geschah und was sie alle Tage sahen; auch wäre ein Versuch, dies zu thun, unmöglich gewesen. Die Frau von Genlis verheimlichte ihnen also nichts, suchte ihnen aber richtige Vorstellungen von Allem beizubrin-

gen; sie forderte sie auf, Kinder zu bleiben, Männern die Leidenschaften der Männer zu überlassen und zu warten, bis ihre Stunde geschlagen haben würde, in der Geschichte eine Rolle zu spielen. Was die Freiheit betrifft, so hatte sie, wie gesagt, die revolutionnaire Freiheit nie anerkannt und nur die des Gesetzes gepredigt.

Das Benehmen seines Vaters, mehr noch als die politischen Grundsätze desselben, mußte den Herzog von Chartres in große Verlegenheiten bringen und grausame Kämpfe in seinem Innern hervorrufen. Er war jung, feurig, der Revolution ergeben; das Große und Außerordentliche in den Plänen und Maßregeln der verschiedenen Regierungen, die auf einander folgten, machte tiefen Eindruck auf ihn. Die Nationalversammlung aber, sowohl unter dem Namen der constituirenden, als unter dem der gesetzgebenden, war der Gegenstand seiner Zuneigung nicht und den Convent verabscheute er. Mit kaum verhehltem Gefühle des Schmerzes und der Schaam sah er seinen Vater gemeinschaftliche Sache mit diesen Ultrarepublikanern, mit Marat und Robespierre, machen. Man hat verschiedene verständige Briefe von ihm, in denen er ihn vor den unvermeidlichen Folgen einer solchen Verbindung warnte. Die Briefe blieben nutzlos; der Herzog von Orleans sanctionirte die Verbrechen, mit denen die Revolution sich beschmutzte, mit seinem Namen, seinem Einflusse und seinem Range, und begünstigte sie durch sein Vermögen. Der Herzog von Chartres war Zeuge dieser Excesse, die er verabscheute, aber er konnte sie nicht verhindern. Die Ermordung der Prinzessin von Lamballe schwebte ihm fortwährend vor den Augen. Das Actenstück, durch welches der Herzog von Orleans seinem Titel entsagte, sowohl für sich als für seine Kinder, und den so traurig berühmten Namen Philipp Egalité annahm, mußte den jungen Herzog tief betrüben, der gern an die Geschichte seiner Familie und den Ruhm seiner Ahnen dachte. Was sah er, wenn er seine Blicke von seinen erlauchten Vorfahren auf seinen Vater wendete? — einen Prinzen von Geblüt, der sich zu dem gemeinsten Pöbel erniedrigte, einen sonst geachteten Namen in der Schande herum schleifte und sich zum Sklaven derer machte, die sonst vor ihm zitterten, kurz, als Schemel der

Königsmörder, der Verräther diene, von denen er umringt war, und alles nur, um sein eigenes Leben, ein elendes Leben zu retten, das er nach so vielen Opfern doch auf dem Schaffot verlor.

Ein Ereigniß, das einen außerordentlichen Eindruck auf das Gemüth des Herzogs von Chartres machte, war die Einnahme der Bastille. Man hat die Frau von Genlis darum getadelt, daß sie ihre Zöglinge an den Schauplatz dieses Auftrittes führte, und sie deshalb eine Revolutionärin und Terroristin genannt. Verdiente sie diese Namen? Ohne Zweifel nicht. Die, welche ihr dieselben gaben, kannten die Geschichte der Revolution nur unvollkommen oder vergaßen, daß diese Revolution sich in zwei ganz verschiedene und von einander gesonderte Phasen theilte. Sie übersahen, daß die Bastille keineswegs ein durch die Gesetze eingerichtetes, zum Schutze der allgemeinen Ordnung bestimmtes Gefängniß, sondern ein politischer Kerker im Dienste der Willkühr und des Beliebens des Hofes war. Die Unglücklichen, welche man in derselben einschloß, waren keineswegs durch ein Criminalurtheil gebrandmarkt; es waren oft Männer von Wissenschaft, hoher Geburt, Vermögen und Edelmuth, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie sich die Ungnade des Favoriten oder der Favoritin, die eben herrschte, zugezogen hatten und die eine *lettred cachet* ihrer Freiheit beraubte. Die Geschichte der Bastille steht in der innigsten Verbindung mit jener der schlimmsten Zeit Frankreichs und der Erinnerung an die verhaftetsten Namen. Jeder also, in dessen Brust ein Funken von Edel- und Rechtsinn lag, mußte sich über die Zerstörung dieser düstern Feste freuen. Alle wohlmeinenden Männer, alle die, welche die Geschichte aus einem höheren Gesichtspunkte beurtheilten, mußten dieser Handlung des Nationalwillens ihren Beifall schenken, denn die aufgeklärten Anhänger der monarchischen Regierung wiesen die Gewaltthätigkeiten der Demokratie eben so von sich wie die herausfordernde Strenge des Despotismus. Man thut also Unrecht, wenn man der Frau von Genlis vorwirft, sie habe einen Mangel an Klugheit und Takt gezeigt, als sie ihre Zöglinge zur Zerstörung der Bastille führte.

Oftmals ist gesagt worden, Ludwig Philipp sei ein vortrefflicher Privatmann, ein guter Bürger

gewesen, der das häusliche Leben liebte, gern baute und sich mit Landwirthschaft beschäftigte, und seine Einnahmen klug auf Ver- und Ausbesserungen wendete. Diese vom Übelwollen entworfene Charakterschilderung, durch welche Ironie und Tadel hindurchblickt, ist nicht ganz unrichtig. Es ist z. B. vollkommen wahr, daß der Bürger-König frühzeitig die mechanischen Arbeiten und die Familienpflichten lieben lernte. In seiner Jugend besaß er eine Drechselbank; auch übte er sich gern in andern Handarbeiten. Man erzählt, daß er eines Tages mit Hilfe des Herzogs von Montpensier für eine arme Frau in St. Leu einen großen Schrank und einen Tisch mit Schiebkasten gearbeitet habe und zwar so gut, daß sich der geschickteste Tischler dieser Dinge nicht zu schämen gebraucht hätte. Seine Spielsachen und die seiner Brüder hatte er sämmtlich selbst gemacht. Dies hinderte ihn nicht, sich auch in den klassischen Studien auszuzeichnen, so wie es in seinem Herzen die edlen Gefühle nicht ersticke. So rief er aus, als er nach dem Tode seines Großvaters den Titel eines Herzogs von Chartres erhielt: »Das ist ein doppeltes Unglück für mich, der Verlust meines Großvaters und der höhere Rang; ich fürchte weniger glücklich zu sein, wenn ich höher steige.«

Hier noch eine kleine Anekdote aus derselben Zeit. Er war in dem Schlosse Eu angekommen, das die Familie Orleans in der Normandie besitzt, wo der König Ludwig Philipp jedes Jahr einen Theil der schönen Jahreszeit verbringt und wo er im Jahre 1843 die Königin von England empfing. Er machte einen Spaziergang an die Küste und kam bis Saint-Balery, wo man am Baue eines Schiffes arbeitete, das noch nicht getauft war. Der Herzog von Chartres wurde ersucht, Pathe zu sein.

»Sehr gern,« antwortete er, »wenn Sie glauben, daß mein Name Glück bringe, so will ich ihn gern dem Schiffe geben, er scheint mir aber noch zu unbekannt zu sein, als daß man ihn irgend einem Gegenstande beilegen könnte.«

Die Ceremonie der Taufe fand Statt. Der Geistliche von Sait-Balery segnete das Schiff und streute auf dem Verdecke Salz und Getreide aus, zum Zeichen des Glückes und Überflusses.

Die verschiedenen Umstände, aus denen das Leben eines Jeden von uns besteht, haben immer eine gewisse Übereinstimmung unter einander, welche Aufmerksamkeit verdient; namentlich ist sie wahr, wenn es sich um Fürsten handelt. Der Herzog von Chartres besuchte bald nachdem er durch den Tod seines Großvaters seinen Titel erhalten hatte, das berühmte Gefängniß auf dem Berge St. Michael. Als er eintrat, berührte ihn unangenehm der Klang der Glocken, die man ihm zu Ehren läutete. Je länger er zuhörte, um so gewaltiger ergriff ihn eine traurige Verstimmlung, die er nicht überwältigen konnte. Er fragte die Mönche, welche die Anstalt leiteten, nach einem gewissen eisernen Käfig, den man gegen ihn erwähnt hatte; man antwortete ihm, der fragliche Käfig sei nicht von Eisen, sondern von Holz und aus ungeheuern Blocken zusammengesetzt, welche Zwischenräume von 2 bis 3 Zoll frei ließen. Man habe seit fünfzehn Jahren keinen Gefangenen in denselben gesperrt, höchstens provisorisch diejenigen, welche sich einer gewalthätigen Handlung schuldig gemacht hätten, würden auf vier und zwanzig Stunden hineingesperrt. Der junge Herzog sprach darüber seine Verwunderung aus, daß Menschen auch nur auf 24 Stunden in einen so schrecklichen Ort eingeschlossen werden könnten, worauf der Prior antwortete, er habe die Absicht, dieses Denkmal der Barbarei zu vernichten und übrigens habe wenige Tage vorher der Graf von Artois, der später Karl der X. wurde die Zerstörung ausdrücklich befohlen.

»In diesem Falle,« entgegnete der Herzog von Chartres, »hindert nichts, daß wir Alle bei dieser Zerstörung gegenwärtig sind; sie wird uns viel Vergnügen machen.«

Der Vormittag des nächsten Tages wurde zur Ausführung dieses Vorhabens bestimmt, und der Herzog von Chartres führte mit einer seinem Alter überlegenen Kraft und einem edeln Eifer den ersten Hieb gegen die verhaßte Maschine unter dem Jubel der Gefangenen. Der Schweizer, welcher den Fremden diesen monströsen Käfig zeigte, machte allein ein trauriges Gesicht, denn er büßte eine historische Merkwürdigkeit ein und mit derselben die nicht kleine Einnahme, welche dieselbe ihm bis dahin gebracht hatte.

Der Herzog von Chartres, der dies hörte, gab ihm zehn Louisd'or und sagte vergnügt zu ihm:

»In Zukunft wirst du den Fremden nicht mehr den eisernen Käfig, sondern den Ort zeigen, wo er sich befand; Du wirst ihnen sagen, er existire nicht mehr und dies macht ihnen gewiß mehr Vergnügen und bringt Dir mehr ein.«

Ehe der Herzog den Berg St. Michael verließ, erhielt er für mehrere Gefangene eine Erlaubniß, die sie lebhaft wünschten: die nämlich, hinunter an den Fuß des Schloßes geh'n zu dürfen. Einer dieser Unglücklichen war fünfzehn Monate in einem Kerker eingesperrt gewesen; als er sich außerhalb des Bereiches von Saint Michael sah, als er den Rasen betrachtete, der auf den Stufen wuchs, auf welchen man hinauf steigt, äußerte er seine Freude durch Thränen. Der Herzog von Chartres war davon tief ergriffen, und als er nach Paris zurückgekommen war, erwirkte er die Freilassung zweier Gefangenen.

Der junge Prinz ahnte damals nicht, daß er einst den Thron Frankreichs besteigen würde. Dieses Gefängniß auf dem Berge St. Michael, vor dem dem Herzog von Chartres so graute, dient als Verwahrungsort der politischen Gefangenen, seit er König der Franzosen geworden ist. Allerdings existirt der Käfig nicht mehr, von dem die Rede gewesen ist; allerdings sind noch mehrere Verbesserungen in den Einrichtungen getroffen worden und die Gefangenen befinden sich etwas weniger unbehaglich; trotz dem sind aber in den letzten Jahren einige von ihnen in Folge der Feuchtigkeit in den Kerkern gestorben. Von denen, die in Freiheit gesetzt wurden, hatten einige durch ihren Aufenthalt an jenem schauerlichen Orte so gelitten, daß ihre Gesundheit für immer zerstört ist. Welcher Contrast! Ist es nicht seltsam, daß der Berg St. Michael von dem edeln Mitleide des jungen Herzogs und von der vielleicht notwendigen Strenge des alten Königs zeigen muß?

Man hat Mad. Adelaide oftmals an den Besuch in St. Michael erinnert, den sie mit ihrem Bruder dort machte; oftmals haben sich Gefangene an sie gewendet, um ihre Befreiung zu erhalten und sie zu bitten, sich für sie zu verwenden; Mad. Adelaide hat aber diese Gesuche stets mit dem Bemerkten abgewiesen, daß die, welche unter der väterlichen Regierung

des Königs Ludwig Philipp auf den Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge denken konnten, kein Mitleid verdient. So sehen wir die Vergehen, welche gegen uns und die Unfrigen gerichtet waren, mit ganz andern Augen an als die, welche gegen Fremde gerichtet sind.

In jener Zeit der Anarchie und der Verbrechen war der Vater des König Ludwig Philipp einer der Hauptleiter des Jakobiner Clubs; er wünschte auch den Herzog von Chartres in denselben aufgenommen zu sehen und erklärte so allen monarchischen Grundsätzen laut den Krieg. Die Aufnahme des Herzogs von Chartres machte Aufsehen und verletzte den Hof sehr, aber sein Vater achtete nicht darauf. In der Blindheit, die ihm die Wahrheit verhüllte, in dem Schwindel, von dem er in Folge der politischen Leidenschaften ergriffen war, gehorchte er dem Antriebe des Augenblicks und schloß die Augen vor den Folgen, die sich vorbereiteten. Der Herzog von Chartres hatte sich ohne Vorwissen seines Vaters in die philantropische Gesellschaft aufnehmen lassen. Der Vater war sehr unzufrieden damit, denn er wünschte, sein Sohn möge eine politische Person sein, nichts weiter. Die Philantropie gehörte seiner Meinung nach nicht zur Tagesordnung.

Mit dem siebzehnten Jahre war die Erziehung des Herzogs von Chartres beendigt und es mußte nun daran gedacht werden, sein Haus einzurichten. Peyre, den er sehr liebte, Merys, einer seiner Secretaire, d'Arval, d'Avaray und der Chevalier de Grave waren nach einander seine Gouverneurs gewesen.

Die Vorstellung des Herzogs von Chartres in dem Jacobiner-Club ist ein Beweis, den man sicherlich denen entgegenhalten kann, welche der Geschichte und den beglaubigsten Thatsachen zum Troß die Frau von Genlis und nicht den Herzog von Orleans beschuldigen, dem jungen Prinzen demokratische und revolutionaire Ideen eingeflüßt zu haben. Ist es nicht bekannt, daß der Jacobiner-Club damals auf dem höchsten Punkte seiner Macht stand? Die Ankunft der Verbündeten, welche Brest und Marseille sandten, der Angriff auf die Tuilerien und später der Justizmord jedes Mitgliedes der königlichen Familie (ich sage Justizmord, denn etwas Anderes war es nicht), so viele andere Mord-

thaten, welche nicht einmal die Lüge eines Criminalprocesses verhüllte, die Handlungen des Aufstandes, des Verrathes und Raubes, die Schandthaten, welche durch den Jacobinismus angeregt wurden, alle Gräuelt, welche jene Zeit beslecken, sind dem Jacobiner-Club zuzuschreiben. Würde Philipp Egalité von seinem Sohne verlangt haben, daß er Mitglied dieses Clubs werde, wenn er nicht alle Handlungen, die man daselbst beging und alle Grundsätze, die man da aussprach, gebilligt hätte?

Zur Ehre des jungen Prinzen müssen wir sagen, daß er zwar Achtung, vielleicht zu große Achtung vor den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Nationalversammlung hegte, aber eine große Abneigung gegen die Häupter der Jacobiner fühlte und so selten als möglich den Zusammentünften derselben beiwohnte.

Dagegen besuchte er fleißig die »Gesellschaft der Freunde der Revolution.« Mirabeau ließ sich in derselben häufig hören; der junge Herzog selbst nahm von Zeit zu Zeit das Wort und entfaltete Talente, welche Bewunderung und Überraschung erregten; indes sprach er stets mehr aus philosophischem Gesichtspunkte für die Sache der leidenden Menschheit, als zur Unterstützung politischer und revolutionärer Maßregeln.

Viele Personen haben an die ehrgeizigen Absichten Philipp Egalités nicht glauben wollen, weil er bei der Verhandlung über die Regentenschaftsfrage in die öffentlichen Blätter einen Brief einrücken ließ, in welchem er erklärte, daß er nicht Regent sein möge. Dieß beweist aber durchaus nichts. Philipp Egalité hatte versucht aus Paris zu entfliehen, und sich mit seiner Familie unter den Schutz der Armee von Montmedi zu stellen. Dieser Versuch war gescheitert. La tour-Maubourg, Barnave und Petion hatten ihn nach Paris zurückgebracht. Während ein Theil des Pöbels für ihn gestimmt war, wußten diejenigen, welche die Staatsangelegenheiten leiteten, recht wohl, daß sie ihm nicht trauen dürften. In jenen Tagen des Schreckens, des Argwohns und der Zwietracht setzte man sich dadurch, daß man die unterstützte, welche ihn als Regenten verlangten, oder daß man in diese Pläne einzugehen schien, der Gefahr einer Verhaftung und eines Todesurtheils aus.

Nicht daß dieser demagogische Prinz die Gewalt nicht wünschte; nicht daß er nicht gegen das Leben des Königs und der regierenden Familie conspirirt hätte;

nicht daß seine Parthei die Hoffnung aufgegeben hätte, ihn eines Tages an der Spitze einer Art republikanischer Monarchie zu sehen; nicht daß er überhaupt nicht ehrgeizig gewesen wäre, aber er sah ein, daß die Zeit, einen großen Schlag auszuführen, noch nicht gekommen sey und deshalb veröffentlichte er in den Zeitungen den fraglichen Brief. Die Zeitungen aber, die diesen Brief mittheilten, machten die Beteuerungen, die er enthielt, lächerlich und der Herzog von Orleans erschien dadurch, daß er ihn geschrieben hatte, nur um so gehässiger und verächtlicher.

Man hat auch zu behaupten versucht, dieser Prinz sei kein Verschwörer gewesen. Vergeblicher Versuch! Die Thatfachen sind nicht wegzuläugnen und gegen sie läßt sich nichts geltend machen.

Zuerst, und dies ist unbestritten, hatte Philipp Egalité eine Parthei in seinem Solde. Diese Parthei machte fortwährend heftige Oppositionen gegen den König, verdarb ihn in dem Vertrauen der Nation, versicherte fortwährend, Marie Antoinette conspirire gegen das Land und die Freiheit, bekämpfte die Anstrengungen der gemäßigten Bürger, welche eine Ausöhnung zu bewirken suchten, trieb zu den gewaltsamsten Maßregeln, schürte die öffentliche Meinung, kurz, vertheidigte, in dem übertriebensten Sinne des Wortes, die Freiheit, die Volkssouverainetät und die Rechte der Nation. Diese Parthei arbeitete zu jeder Zeit, bei jeder Gelegenheit und durch alle Mittel, um die revolutionäre Bewegung auszudehnen und zu leiten. Philipp Egalité, der sie bezahlte und die Parole gab, conspirirte also wirklich. Marie Antoinette hatte durch die Vorwürfe, die sie öffentlich gegen ihn und seine Anhänger ausgesprochen, seinen Haß gesteigert und eine neue Beschwerde denen hinzugefügt, welche er schon geltend zu machen suchte. Er krönte seine Rache, indem er für den Tod Ludwigs XVI. stimmte. Dieser unglückliche König hatte seinen Better ganz richtig beurtheilt. Er kannte den Haß, den der Herzog gegen die königliche Familie hegte. Er sagte voraus, wie derselbe stimmen würde und seine Voraussage ging in Erfüllung, aber diese Abstimmung Philipp Egalité's war die Vorläuferin seines eigenen Todes.

Da ich keine Geschichte der französischen Revolu-

tion oder der politischen Intriguen Philipp Egalité's schreibe, so werde ich mich mit den Angelegenheiten jener Zeit nur in so weit beschäftigen, als sie den jungen Herzog von Chartres betreffen.

Seit die Generalstaaten versammelt waren, hatten treue Freunde, welche den Sturm voraussahen, der das Königthum stürzen sollte, dem Herzoge von Orleans gerathen, seine Kinder aus Paris zu entfernen und nach Nizza zu senden. Man fand diesen Rath furchtsam, stützte sich auf die gefährliche Popularität, welche das Haus Orleans erlangt hatte, und die Prinzen blieben in Frankreich. Der Herzog, der sich immer gern schmeichelte, hoffte, die Republik werde sich bald constituiren und dann, sagte er, sollten seine Kinder England besuchen. Aber die Volksgunst verließ ihn bald und er hielt es selbst für nothwendig, schnell nach London abzureisen. Er blieb beinahe ein Jahr dort. Diese Reise und dieser Aufenthalt im Auslande gaben zu vielen Auslegungen Veranlassung und erregten mancherlei Argwohn, von dem ein Theil auch auf die Kinder fiel, die in Frankreich geblieben waren. Sie wurden sorgsam beaufsichtigt.

Während die Schwester des Herzogs von Chartres in England wohnte, unterhielt er einen sehr lebhaften und zärtlichen Briefwechsel mit ihr. Die junge Prinzessin machte diese Reise mit der Frau von Genlis und unter dem Schutze des berühmten Petion, der sich, als er zum Maire von Paris gewählt werden sollte, aus der Stadt entfernte, um jedem Verdachte einer Intrigue zu entgehen. Er erfuhr in England durch einen Brief des Herzogs von Chartres, daß Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden solle.

Der Herzog von Orleans, der nach Frankreich zurückgekehrt war und den Meheleien im September 1792 beigewohnt hatte, forderte die Prinzessin, seine Tochter auf, England zu verlassen und zu ihm nach Paris zu kommen. Er ahnte also das Unglück nicht, von dem er bedroht war; er bemerkte das Unwetter nicht, das sich über seinem Haupte zusammenzog und schmeichelte sich mit dem Gedanken, seine Reichthümer, sein Ansehen und sein Leben zu behalten. Er meinte, die rückwirkenden Bestimmungen des Gesetzes gegen die Ausgewanderten könnten, ausnahmsweise, auf seine Tochter nicht angewendet werden; er hoffte, der entsetzliche Durst

nach Königsblut würde ihn nicht berühren, der so viel für den Umsturz der Monarchie gethan, kurz, er redete sich ein, daß er allein von den Urenkeln Heinrichs IV. von seinen lieben Jacobinern geschont werden würde, denen er immer so viel Liebe und Hingebung bewiesen. Er sah nicht ein, daß diese Jacobiner nur daran dachten, ihn in den Augen der Nation zu entwürdigen, um so schneller ein anderes Opfer auf das Schaffot zu senden.

Die Sendung Philipp Egalité's nach England hatte einen politischen Zweck und war zu gleicher Zeit eine Vorsichtsmaßregel. Die königliche Familie und der Hof von Frankreich verabscheuten ihn. Er hatte, durch seinen Stolz verblendet, drohende Worte fallen lassen, aus denen seine Meinung hervorging, daß er Regent, ja König werden würde und die, welche ihn haßten (die königliche Familie) vielleicht einst zu seinen Füßen lägen. Diese unvorsichtigen Worte wurden Ludwig XVI. und der Königin Marie Antoinette hinterbracht.

Die Sendung nach London war auch, wie wir eben erwähnten, eine Vorsichtsmaßregel. Er war allen Parteien verdächtig wegen seiner ehrgeizigen Pläne; er hatte in seinem Solde thätige, unternehmende Männer, welche gegen die bestehende Ordnung der Dinge conspirirten. Die Sendung, durch die man ihn von Paris entfernte, glich einer ehrenhaften Verweisung. Diese Verweisung dauerte ein Jahr; nach Ablauf dieser Zeit erschien Philipp Egalité als Deputirter wieder in der Nationalversammlung. Er war nach Paris zurückgekommen, ohne die Erlaubniß dazu nachgesucht zu haben.

Um diese Zeit fortwährender Aufregung war Jedermann dem Mißtrauen ausgesetzt. Auch Mirabeau wurde bald darauf angeklagt, mit dem Herzoge von Orleans gegen das Land conspirirt zu haben; beide wurden freigesprochen, aber der letztere blieb nichts destoweniger ein Gegenstand des Mißtrauens, der Verachtung und des Hasses. Er war eigentlich Gefangener in Paris, denn er durfte die Stadt nicht verlassen.

Während dieser Zeit war der junge Herzog von Chartres Zweifeln und innern Kämpfen ausgesetzt. Er wußte, daß die Männer, welche in der Revolution von 1789 die ersten Rollen gespielt hatten, gemäßig

waren; er glaubte, die Handlungen derselben könnten öffentlich eingestanden werden, zitterte aber vor Abscheu und Unwillen bei dem Anblicke der Verbrechen, die nun folgten. Sein Vater bemühte sich, ihn zu überreden, man müsse, um das Verderben und das Schaffot zu vermeiden, mit der Revolution gehen und dürfe keine Maßregel bekämpfen, wie monströs dieselbe auch sein möge. Der Herzog von Orleans war zu dieser feigen Politik ohne Zweifel allmählig gekommen. Die Herzogin bekämpfte seine revolutionären Pläne nicht und that auch nichts, ihn in der schuldvollen Laufbahn zu halten, die er betreten hatte.

Der Herzog von Chartres lernte bald durch eigene Erfahrung die Übel kennen, welche die Revolution mit sich brachte. Seine Schwester mußte sich nach Tournai begeben, um da das Ausnahmedecret zu erwarten, das man zu ihren Gunsten beantragt hatte. Der junge Prinz begleitete sie bis an die Grenze, vergoß bei der Trennung bittere Thränen und wünschte aufrichtig eine Ordnung der Dinge herbei, welche mehr zu der Vorstellung paßte, die er von dem Lebensglücke hatte.

Von dieser Zeit an folgten die Ereignisse rasch auf einander. Das Schicksal, welches der Herzog von Orleans erwartete, zeigte sich bald so deutlich, daß der Herzog von Chartres zu seiner Schwester nach Belgien eilte. Ludwig XVI. war auf dem Schaffot gestorben und Philipp Egalité hatte in diesem denkwürdigen Prozesse für den Tod seines Königs und Verwandten gestimmt. Unmittelbar darauf schrieb er an seinen Sohn:

»Mein Herz ist von Trauer erfüllt, denn ich hielt es im Interesse Frankreichs und der Freiheit für meine Pflicht, für den Tod Ludwig Capets zu stimmen.«

Der Herzog von Chartres las diesen Brief mit Abscheu und benetzte ihn mit seinen Thränen. Obwohl er der Sache der Freiheit von Herzen zugethan und mit Eifer alle Mittel aufsuchte, welche dieselbe fördern konnten, so sah er doch in dem Verhalten seines Vaters einen Verrath an dieser Sache, eine Handlung, welche ihm verderblich werden würde. Der Herzog von Orleans selbst fing an zu fürchten, verhaftet und verurtheilt zu werden, und eines Tages entschlüpfen ihm die Worte: »Ich bin vollkommen überzeugt, daß ich mein Todesurtheil unterzeichnet habe.«

Der Gang, welchen die Revolution nahm, empörte die Gefühle des Herzogs von Chartres vollends; er erkannte deutlich, daß es für ihn in Frankreich weder Ruhe noch Glück mehr gebe und entschloß sich, an den Convent zu schreiben und denselben um die Erlaubniß zu bitten, sein Vaterland für immer zu verlassen. Dieser Entschluß war die Folge des Eindrucks, den die Ermordung Ludwigs XVI. auf ihn gemacht. Er schrieb den Brief, ehe er ihn aber absandte, glaubte er ihn seinem Vater vorlegen zu müssen. Der Herzog von Orleans konnte, als Mitglied des Convents, den Wunsch seines Sohnes unterstützen. Er antwortete aber bloß, der Einfall sei unsinnig. Der Herzog von Chartres fügte sich also zu bleiben, während sein Bruder, der Herzog von Montpensier, welcher die Erlaubniß erhalten hatte, in die Armee einzutreten, nach Nizza abgereiset war.

Es dürfte hier der Ort sein, etwas ausführlicher über die militärische Laufbahn des Herzog von Chartres zu sprechen, und dieselbe mit dem ersten Theile seines Lebens in Übereinstimmung zu bringen. Man machte es ihm zum Vorwurfe, daß er unter allen Regierungen gedient und so, wenn auch indirekt, die Sache und die Handlungen der Nationalversammlung gebilligt und unterstützt habe. Er war erst vierzehn Jahre alt, als er zum Obersten des Regiments »Chartres« ernannt wurde, und besaß den Muth und den Feuereifer seines Alters. Einst wurde er nebst seinen Brüdern von einer Schaar bewaffneter Bauern angegriffen, er hielt aber tapfer Stand und schlug die Angreifenden in die Flucht. Ludwig Philipp erzählt heute noch diese Anekdote gern und lacht, wenn er die Bewunderung und den Schrecken der Leute schildert, als er mit seinen Brüdern die Pferde anhielt und auf die Verfolger einritt.

Im November 1785 wurde der Herzog von Chartres zum Obersten des 14. Dragonerregiments ernannt. Am 9. November 1791 legte er die Nationalgardenumiform an, und ließ sich in dem Distriktsbataillon St. Roch einschreiben. Seine Brüder, der Herzog von Montpensier und der Herzog von Beaumont, thaten dasselbe. Ein Beweis, daß um diese Zeit und trotz der Lehren der Frau von Genlis, die revolutionären Ideen sich seines Geistes bemächtigt hatten,

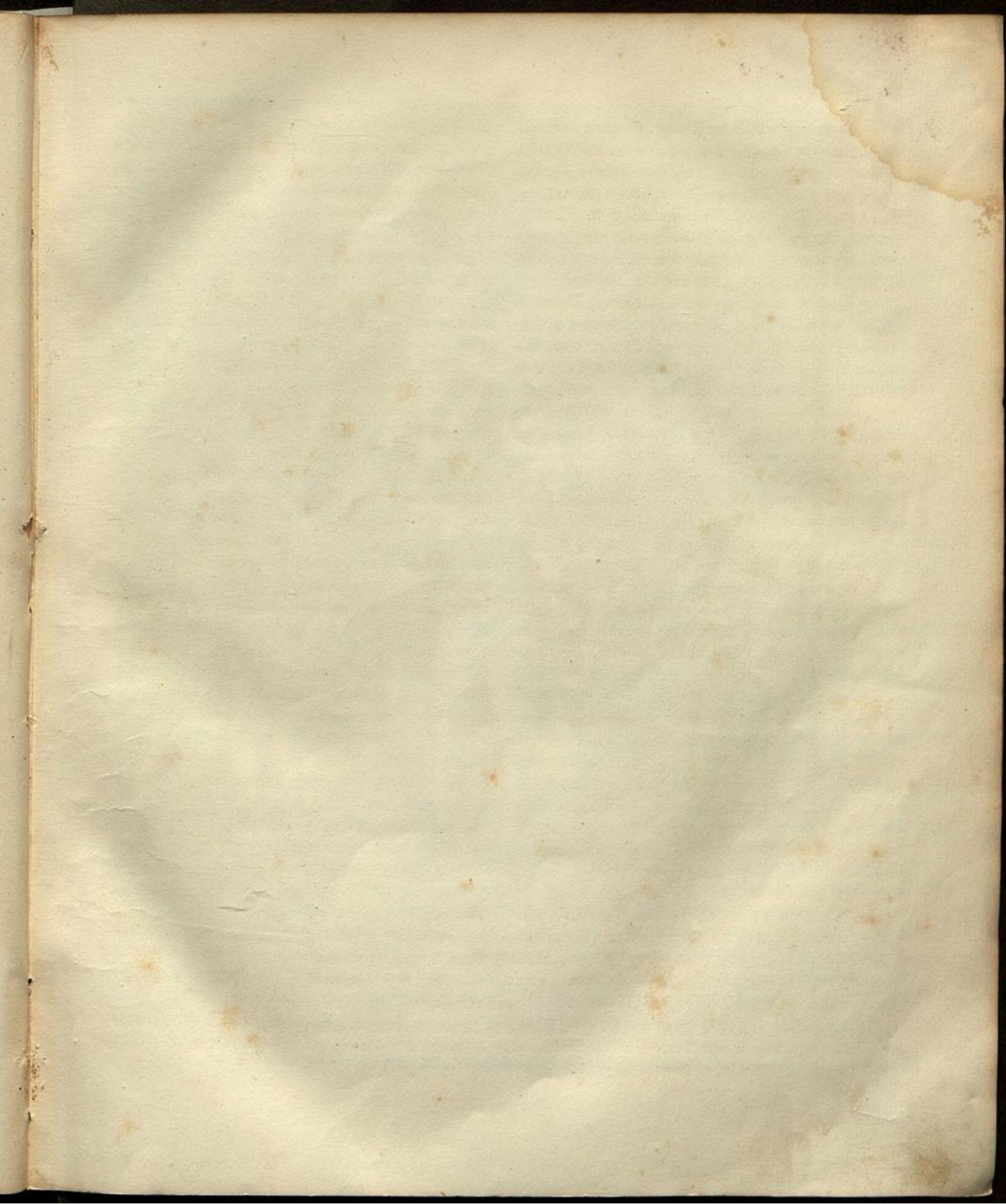
liegt auch darin, daß er selbst aus dem Register alle Titel, die man hinzugesetzt hatte, wegstrich und hinter seinen Namen nur beischrieb: »Bürger von Paris.« Vielleicht hatte er schon damals die Absicht, als Bewerber um den Posten des Commandanten des Bataillons von St. Roch aufzutreten. War dies wirklich seine Absicht, so erreichte er sie nicht, denn er wurde nicht gewählt.

Der Wunsch, eine augenblickliche Popularität zu gewinnen, um den vorgesezten Zweck zu erreichen, wenn er sie auch später verlieren sollte, ist stets die Politik Ludwig Philipps gewesen und eine Schwachheit seines Charakters. Im Juli 1830 sagte er in einem Saale des Rathhauses zu Paris zu Lafayette: »ich halte die republikanische Regierung für die beste von allen.« Durch diesen Ausspruch wollte er sich die republikanische Parthei gewinnen und er erlangte denn auch wirklich wenigstens die stillschweigende Zustimmung der Männer dieser Parthei. Später freilich warfen sie ihm vor, er habe sie verrathen und er mußte zehn Jahre lang sein Leben gegen sie vertheidigen, weil er das Programm mit republikanischen Institutionen als unverträglich mit der monarchischen Regierungsform verlassen hatte.

»Ihr seyd meine Brüder,« sagte er zu den Nationalgardisten, »und ich bin nichts weiter als Euer Kamerad.« Was war für ihn die Folge von diesen Worten? Einige seiner »Kameraden« nahmen sich die Freiheit, ihm das politische Verhalten vorzuschreiben und als er nicht mehr ihrer Meinung war, bewaffneten sie sich gegen seinen Thron, gegen seine Familie und gegen ihn selbst.

Doch, wir nehmen den Faden der Ereignisse wieder auf.

Die Titular-Obersten hatten den Befehl erhalten, sich zu ihren resp. Corps zu begeben und der Herzog von Chartres reisete deshalb nach Vendome ab, um sich dort an die Spitze seines Regiments zu stellen. Er dachte von da an nicht mehr an die Politik, da er nichts mehr und nichts weniger sein wollte als Soldat; er sagte immer, er sei ein französischer Soldat; das Vaterland verlange von seinen Söhnen Dienste, nicht Meinungen. Er unterhielt in seinem Corps strenge Disciplin, erwarb sich aber auch die Achtung und das Ver-





Der Herzog von Chartres entreißt einen Priester der Wuth des Volkes.

trauen der Soldaten. Auch hier blieb er seinem Systeme treu, eine momentane Popularität zu gewinnen, indem er den Tagesideen zu schmeicheln suchte. Es handelte sich damals darum, alle Embleme des Adels zu unterdrücken und so erklärte der Herzog von Chartres in einer Versammlung der Constitutionellen in Vendôme, er sei zu sehr Freund der Gleichheit, als daß er nicht mit Freuden dem Decrete seine Zustimmung geben sollte, welches alle Wappen abschaffte. Der übrige Theil seiner Rede war in demselben Sinne gehalten. Vierzig Jahre später hörte er rufen: »weg mit den Lilien der Orleans! Weg mit den Lilien der Bourbonn's!« Maurer haben die Lilien entfernt, die sich am Frontispice des Palais Royal befanden, so wie dieses Sinnbild von den Schlägen der Hofwagen verschwunden ist.

Der Herzog von Chartres zeichnete sich aber auch durch andere Handlungen aus; er entriß z. B. eines Tages einen Priester der Wuth des Volkes, welches denselben ermorden wollte. Ein anderes Mal eilte er einem Ertrinkenden zu Hilfe, und für die Gesundheit und das Wohlbefinden der ihm Untergebenen war er stets besorgt.

Im Monat August 1791 begab sich der Herzog von Chartres mit seinem Regimente nach Valenciennes, wo er den Winter verbrachte. Er war Platzcommandant und entledigte sich seiner Pflicht mit altem Eifer. Sein Bruder, der Herzog von Montpensier, und er dienten in der Nordarmee, als ihr Vater zu ihnen kam und ihren jüngern Bruder mit sich brachte, der erst 12 Jahre zählte. Unter den Befehlen des Herzogs von Biron ging der Herzog von Chartres zum ersten Male in das Feuer. Der Feldzug begann zu Ende des Aprils 1792 zu Boussu und Quaragnon und der Herzog verdiente sich die Sporen zu Quireram, indem er eine Division der Armee wieder sammelte. Auch bei der Einnahme von Courtray zeichnete er sich aus. Dann kam er unter den Befehl Kellermanns, des Herzogs von Valmy, der zu ihm sagte: »Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich die Ehre habe, einen so jungen General zu sehen. Wie haben Sie es angefangen, in so kurzer Zeit zu diesem Posten zu gelangen?«

Eine solche Frage hätte gewiß viele junge Leute

in Verlegenheit gebracht. Der Herzog von Chartres kam nicht aus der Fassung und entgegnete mit großer Geistesgegenwart:

»Weil ich der Sohn dessen bin, der Sie zum Obersten machte.«

Kellermann freute sich über diese Antwort außerordentlich, nahm den jungen Offizier bei der Hand und sprach mit Wärme seine Freude darüber aus, ihn zum Kampfgefährten zu haben. Jetzt ist der Herzog von Chartres König der Franzosen und der Sohn des Herzogs von Valmy sitzt in der Deputirtenkammer, wo er sich durch seine geistvolle, aber energische Opposition gegen die Regierung Ludwig Philipps auszeichnet.

Als im Juli 1792 die gesetzgebende Versammlung erklärte, das Vaterland sei in Gefahr und alle Waffenfähigen an die Gränzen berief, bildeten sich auf verschiedenen Punkten des Landes Armeen und 60,000 Mann versammelten sich zu Sedan unter den Befehlen von Dumouriez. Der Herzog von Chartres wurde zum Commandanten der Stadt Straßburg ernannt, er antwortete aber:

»Ich bin zu jung, um mich in einer Festung einzuschließen und bitte, daß man mich im activen Dienste lasse.«

Man willfahrte dem Gesuche und er wurde unter Dumouriez gestellt.

Die Schlacht von Valmy fand im September 1792 Statt und der junge Herzog zeichnete sich dabei so aus, daß sein Name mit dieser berühmten Schlacht stets genannt werden wird. Er befehligte zwölf Bataillone Infanterie und entfaltete eine Tapferkeit, ein Talent, einen Eifer, die Dumouriez in dem officiellen Berichte hervorgehoben hat.

Der Herzog von Chartres trat nicht nur überall mit seiner Person ein, sondern er hatte auch wirklich Neigung für den Krieg oder wenigstens für den activen Dienst. In Douai sammelten sich neu ausgehobene Mannschaften; man bot ihm das Commando über dieselben an, er schlug aber diese Beförderung aus, da er die Strapazen und Entbehrungen im Lager dem gemächlichen Garnisonsdienste vorzog.

Der Herzog von Chartres hatte von der Regierung die Erlaubniß erhalten, bei der Linie zu blei-

ben, und schloß sich der Armee Dumouriez an, welche sich der Grenze zuwendete. Der General hatte seine Armee in zwei Corps getheilt, jedes von 24 Bataillonen. Der rechte Flügel war dem Herzog von Chartres anvertraut, der in dieser Zeit die Schlacht von Jemappes schlug. Man weiß, mit welchem Vergnügen er heute noch von diesem großen Tage spricht. Er hat Ursache, stolz darauf zu sein.

Seit er den Thron bestiegen, hat man eine Menge spöttischer Bemerkungen, Wiße, Caricaturen und burlesker Lieder veröffentlicht, um die Namen Jemappes und Valmy lächerlich zu machen und Ludwig Philipp den gerechten Antheil an dem Ruhme dieser beiden Schlachten zu entziehen; die aber, welche die Geschichte der Kriege der Republik kennen, die besonders, die sich des ungeheuern Eindruckes erinnern, welchen die Nachricht von diesen Siegen in Frankreich machte, wissen recht wohl, daß es glänzende, wichtige Ereignisse waren, die außerordentliche Resultate hatten. Die reitenden Jäger der Division des Herzogs von Chartres und das Bataillon Mons retteten die Armee vor einer gänzlichen Niederlage und gaben der Schlacht ein ganz anderes Aussehen, als der Sieg der Oesterreicher schon gesichert zu sein schien. Der Feind wurde aus seinen Stellungen verdrängt, ergriff die Flucht und ließ auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde seine Artillerie zurück.

Die Schwester des Herzogs war als Ausgewanderte mit von den Proscriptionsdecreten betroffen. Er besuchte sie im nächsten Winter in Belgien und dieses Wiedersehen war ein schmerzliches. Alle glänzenden Illusionen des jungen Generals schwanden vor der traurigen Wirklichkeit. Er war nicht mehr der Herzog von Chartres, sondern der Sohn Egalit'e's. Sein Vater befand sich unter der Zahl der Verdächtigen und war stets von Lebensgefahr bedroht. Die Familie war durch den Sturmwind der Revolution zerstreut und führte ein unsicheres, unstätes Leben. Das Vaterland war die Beute einer tyrannischen, blutdürstigen Regierung und endlich verlangte Bugot, der wüthende Demagog, die Verbannung Philipp Egalit'e's wie der drei Söhne desselben.

Der junge Prinz drang lebhaft in seinen Vater, er möge dem Verbannungsurtheile, mit dem man umging, zuborkommen und sich in die Vereinigten Staaten flüch-

ten; aber der Rath kam zu spät; das Decret war bereits erlassen und die Flucht unmöglich geworden.

Der Herzog von Chartres kehrte zur Armee zurück und zeichnete sich von neuem bei der Belagerung von Mastricht aus. In Meerwinden wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen. Wenn die Niederlage, die Dumouriez an diesem Tage erlitt, nicht verderblicher war, so hatte er es dem jungen Prinzen zu danken. Er verbrachte die Nacht auf dem Schlachtfelde und sammelte die zerstreuten Truppen.

Wir gelangen nun zu dem für Dumouriez und den Herzog von Chartres kritischen Augenblicke. Beider Stunde war gekommen. Nachdem sie sich so tapfer für Frankreich geschlagen, erhielten sie von dem Wohlfahrtsausschusse den Befehl, sich nach Paris zu begeben. Der Befehl war ein Todesurtheil. Sie erkannten dieß und nahmen sich vor, ihr Heil außerhalb Frankreich zu suchen. Man verfolgte sie, man schoß mehrmals auf sie, aber vergebens; sie entkamen und erreichten wohlbehalten das österreichische Hauptquartier zu Mons. Der Herzog von Chartres wurde hier aufgefordert, Dienste im österreichischen Heere zu nehmen, wies aber diesen Antrag mit Festigkeit zurück.

»Ich will die Waffen nicht gegen mein Vaterland führen,« sagte er.

Er erhielt Pässe und begab sich zu seiner Schwester in der Schweiz. Sein Vater und seine Brüder waren verhaftet und in das Gefängniß gebracht worden. Seine Mutter befand sich in Haft in dem Schlosse Penthièvre, das ihren erlauchten Ahnen gehört hatte. Der künftige König der Franzosen befand sich auf fremdem Boden, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Zuflucht, und schleppte, als Sohn Philipp Egalit'e's einen allgemein verhassten Namen mit sich umher. So schloß die militärische Laufbahn des Herzogs von Chartres. Er war Soldat gewesen, jetzt wurde er Reisender und Lehrer.

Man hat die Frau von Genlis und Dumouriez beschuldigt, die Ursache der Verurtheilung und des Todes des Herzogs von Orleans gewesen zu sein und gründet diese Anklage auf Folgendes:

Die Frau von Genlis hätte dem Herzog von Chartres Abscheu vor dem Convente eingeflößt und in dem Geiste desselben Gedanken geweckt, welche dem Zeitgeiste widersprachen; der junge Herzog seinerseits

dadurch, daß er seine Ansichten frei aussprach und an seinen Vater Briefe schrieb, welche später gefunden wurden, denselben dem Volke und dem Convente verdächtig gemacht, so wie den Demagogen einen Vorwand gegeben, ihn aufs Blutgerüst zu bringen.

Dumouriez seinerseits hätte dadurch, daß er durch sein Beispiel den Herzog von Chartres aufforderte, seinen Posten als General zu verlassen und ihn zum Abfalle verleitete, alle Partheien gegen den Herzog von Orleans erbittert.

Dies sind Thatsachen, die man nicht läugnen kann. Warum aber sollten Dumouriez und die Frau von Genlis gegen ihre Überzeugung und ihre Grundsätze handeln? Der eine war constitutionell, die andere monarchisch gesinnt, warum sollten beide im Sinne des Convents handeln? Dumouriez sah ein, daß er sich nicht mehr für eine Nation, sondern für eine Faction schlage, für eine Faction, welche dem Heile des Landes nachtheilig war. Kann man es ihm zum Vorwurfe machen, daß er ihr nicht länger dienen wollte? Eben so ist es mit der Frau von Genlis. Sie hatte mit den Königsmördern nichts gemein; ihre Zöglinge hatten von ihr die Freiheit, aber auch, und mehr noch, die Gerechtigkeit lieben gelernt.

Der Abfall des Dumouriez, der Abscheu, den der junge Herzog von Chartres offen gegen den Convent äußerte, die Flucht des Generals Valence, der Entschluß der Frau von Genlis und der Demoiselle von Orleans, eine Zuflucht in der Schweiz zu suchen, dieß Alles trug dazu bei, die Verhaftung und Verurtheilung Philipp Egalités zu beschleunigen. Was aber kann man bei allem dem Ludwig Philipp zum Vorwurfe machen? Mußte er, weil sein Vater ein Sklave Marats und Robespierres blieb, in Frankreich bleiben, um zu warten, daß man ihn auch auf das Blutgerüst führe? Er hatte seinen Einfluß aufgeboten, um seinen Vater zur Auswanderung zu bewegen. Dieser wollte nicht und später konnte er nicht. Ludwig Philipp hatte ihn gebeten, jede Gemeinschaft mit den Königsmördern aufzuheben, aber der Herzog hatte sich zu weit eingelassen, als daß er so leicht hätte zurücktreten können. Was konnte er thun? So lange die Regierung sich national zeigte und die Unabhängigkeit des Vaterlandes bedroht war, hatte sich Ludwig

Philipp für Frankreich geschlagen und durch seinen Eifer, seine Geschicklichkeit sich sogar Lobeserhebungen seiner Vorgesetzten erworben. Als die Regierung ihre Grundsätze änderte und eine Schreckensregierung wurde, konnte Ludwig Philipp sie nicht unterstützen. Es mag zu bedauern sein, daß die Briefe, welche er an seinen Vater schrieb, in Beschlag genommen wurden und als Beweisstücke dienen mußten, aber er hatte seiner Sohnespflicht genügt, als er seinen Vater aufforderte, mit dem blutdürstigen Convente zu brechen.

Der Herzog von Chartres folgte also seiner Schwester und traf sie in Schaffhausen. Sie nahmen sich vor, zurückgezogen in Zürich zu leben, aber es wurde bald ausgespürt, wo sie sich aufhielten. Der Name Orleans war ein unglückseliger geworden; die Ausgewanderten haßten ihn fast noch mehr, als die Republikaner. Alles Unglück brach auf die Geschwister herein. Ihr Vater war in das Gefängniß geworfen worden und keine Stimme erhob sich zu seiner Vertheidigung; Niemand beklagte ihn, Niemand bemitleidete ihn oder seine Kinder. Ludwig Philipp und seine Schwester verließen Schaffhausen und flüchteten sich nach Zug, weil sie hofften, dort unbekannt leben zu können. Noch aber war kein Monat vergangen, als sie von Ausgewanderten erkannt und den Behörden angezeigt wurden, die in Furcht vor der schrecklichen Regierung Frankreichs den Flüchtigen befahlen, den Canton so schnell als möglich zu verlassen. Bruder und Schwester beriethen sich miteinander und erkannten, daß sie sich trennen mußten. Mademoiselle von Orleans wurde in dem Kloster St. Clara in Bremgarten aufgenommen und der Herzog von Chartres beschloß, die Schweiz zu Fuße zu durchreisen. Nachdem er die Cantons der Schweiz durchwandert hatte, nahm er den Namen Chabaud an und im Monat October 1793 trat er als Lehrer der Mathematik in der Schule zu Reichenau ein. Er war damals zwanzig Jahre alt. Seine Collegen in der Schule ermittelten das Geheimniß seiner Geburt und seines Namens, und behandelten ihn mit Arroganz. Der junge Lehrer stand täglich um vier Uhr Morgens auf, um Unterricht in der Geometrie zu geben und fünfzehn Monate lang versäumte er seine Pflicht nicht einmal.

Bald nach seinem Antritte des Lehramtes erhielt er die Nachricht von dem unglücklichen Tode seines Va-

ters, der natürlich den schmerzlichsten Eindruck auf ihn machte. Er war nun dem Rechte nach Herzog von Orleans, aber er wagte es nicht, sich so zu nennen und schrieb sich fortwährend Chabaud. — Nach fünfzehn Monaten befand er sich unter dem Namen von Corby und als Adjutant bei dem Herrn von Montequieu; da aber seine Schwester sich jetzt bei ihrer Tante, der Prinzessin von Conti, aufhielt, der Herzog von Modena, ihr Oheim, ihnen einiges Geld geschickt und die Frau von Genlis sich nach Hamburg begeben hatte, beschloß Ludwig Philipp sich ebenfalls an den letztern Ort zu begeben und dann die scandinavische Halbinsel zu besuchen.

Der Herzog von Orleans.

In dem unstäten Wandern dieses Fürsten, den die Vorsehung auf so langem Umwege, durch so peinliche Prüfungen zum Throne führen wollte, liegt ein ganzes Gedicht, eine ganze Odyssee, deren Held auch wirklich dem weisen Könige von Ithaka nicht ganz ungleich ist.

Wir verließen Ludwig Philipp, als er Herzog von Orleans geworden und von der Schule in Reichenau schieb. Er hatte sich als Lehrer dort eine so allgemeine Achtung erworben, daß die Bewohner, die einen Abgeordneten nach Chur zu schicken hatten, diesen jungen Lehrer der Mathematik wählen wollten, der auch Unterricht in der Geographie, der französischen und englischen Sprache erteilte. Als man ihm diese politische Stelle antrug, wußte man nicht, wer er war. Er selbst hat stets geäußert, er sei ungern aus der Schweiz geschieden.

Er wanderte endlich fort, den Stock in der Hand, das Ränzchen auf dem Rücken, denn wenn er sich auch von einem Diener, dem treuen Baudoin, begleiten ließ, so sahen Herr und Diener dem Außern nach doch so ziemlich einander gleich.

Als er in Hamburg ankam, hatte er fast gar kein Geld mehr und er hätte vielleicht als Professor der Mathematik mehr Credit gefunden, wie als Prinz. Er wollte sich nach Amerika begeben, aber dann hätte er eine ansehnliche Summe für die Überfahrt bezahlen müssen und dies war der Grund, der ihn bestimmte, seine Wanderung nach dem Norden fortzusetzen, wo er im

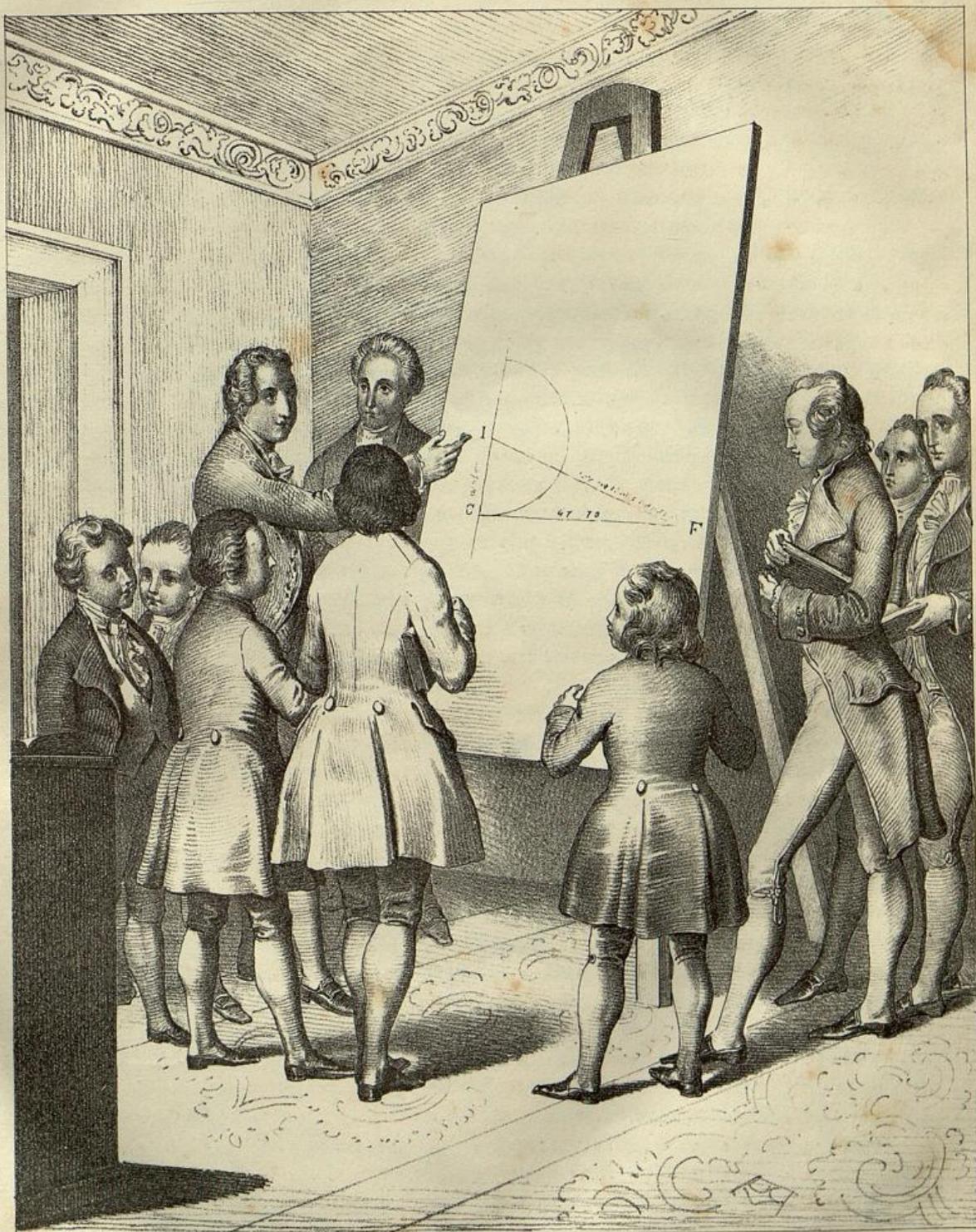
Nothfalle noch als peripathetischer Philosoph, wie in der Schweiz, reisen konnte.

In Hamburg traf Ludwig Philipp den Grafen von Montjoie und als er durch seinen Paß sich einen kleinen Creditbrief nach Kopenhagen verschafft, entschloß er sich, sich sobald und auf so ökonomische Weise als möglich, auf die scandinavische Halbinsel zu begeben. In Hamburg wurde der Herzog von Orleans auf offener Straße von einem Emigrirten zornig mit der Frage angeredet: Wie der Sohn eines Königmörders sich vor den Augen der Opfer seines Vaters zu zeigen wage? Warum er nicht vielmehr sein Haupt in dem Dunkel einer Einöde verberge. Der junge Herzog, der durch diese barsche Anrede auf einen Augenblick in Verlegenheit gebracht wurde, wich anfänglich zurück, antwortete aber sodann mit dem ruhigen Muthe der natürlichen Würde: »Mein Herr, habe ich Sie persönlich beleidigt oder verlegt? so bin ich bereit, Ihnen Genugthuung zu geben. Habe ich weder das Eine noch das Andere gethan, so dürften Sie sich wohl eines Tages schämen, im Auslande einen unglücklichen Prinzen oder, wenn Sie wollen, einen jungen rechtlichen Mann beleidigt zu haben.« Diese Kaltblütigkeit und dieser Adel brachten nun den Ausgewanderten in Verlegenheit, der sich entfernte, ohne etwas zu entgegnen.

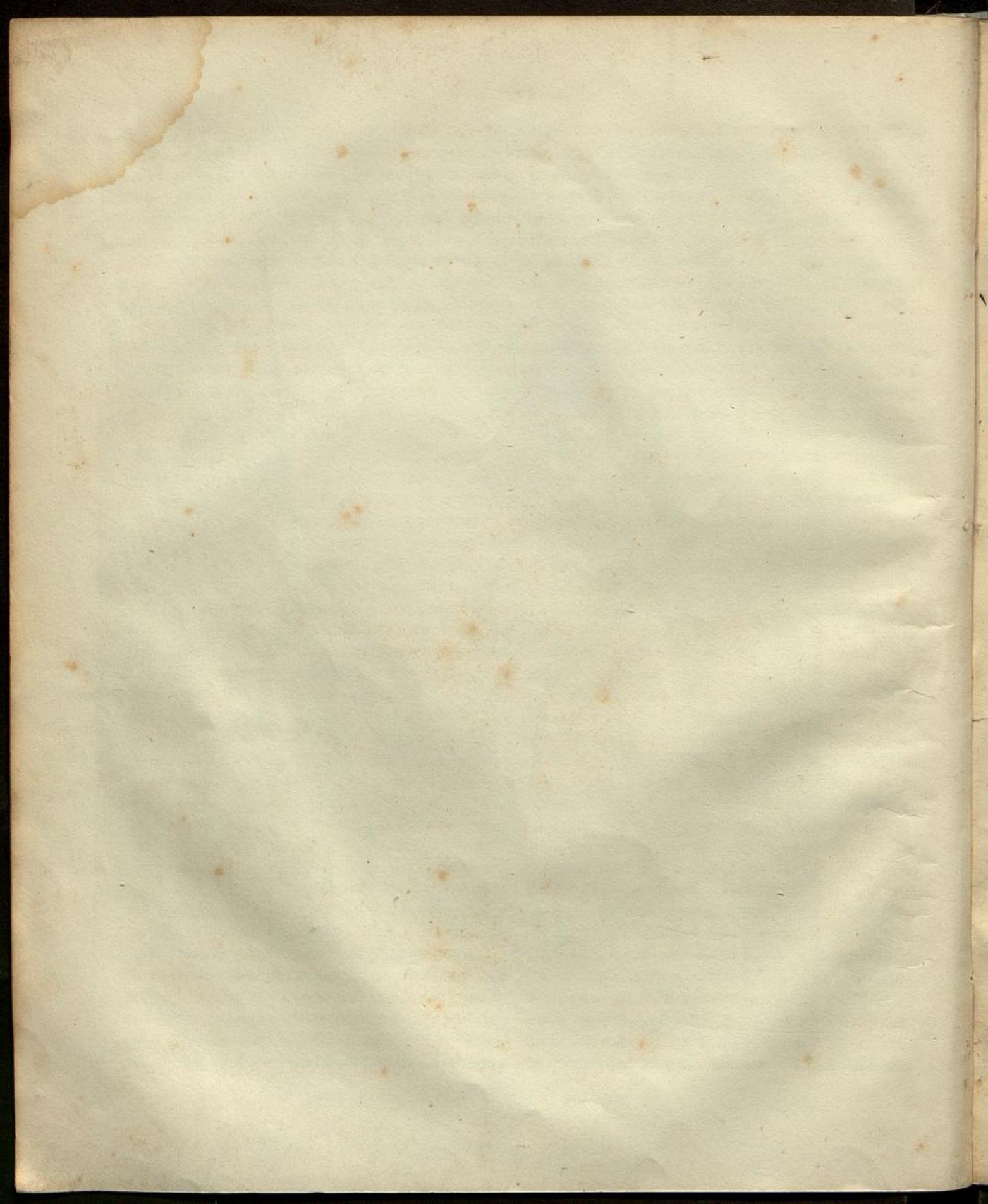
Ein anderes Zusammentreffen in Hamburg erweckte in ihm bittere Erinnerungen und das Bedauern, nicht fürstlich freigebig sein zu können. Er traf nämlich einen alten Mann, der von der Freigebigkeit Philipp Egalité's gelebt und Paris ohne alle Hülfsmittel verlassen hatte. »Lieber Freund,« sagte der Herzog von Orleans zu ihm, »ich bin jetzt nicht reicher als Sie, denn ich habe nur 4 Louisd'or im Beutel; nehmen Sie einen davon.« Der Alte weigerte sich, aber der junge Herzog nöthigte ihn, das Geld anzunehmen.

In Kopenhagen hatte der Herzog weniger von den Beleidigungen zu leiden, mit denen die Ausgewanderten, die ihn erkannten, den Sohn Philipp Egalité's zu überhäufen pflegten. Er konnte endlich reisen, ohne nöthig zu haben, allen Blicken aus dem Wege zu gehen. Er besuchte das Schloß Kronenburg, den Garten Hamlets ic. ic. und begab sich dann nach Schweden, wo er sich unter einem gastlichen Volke befand.

Ludwig Philipp spricht noch jetzt gern von



Der Herzog von Chartres als Lehrer zu Reichenau in der Schweiz.



den Eindrücken seiner Reise in Gothenburg, auf dem Wener-See, bei dem Fall des Goetha Elf, und von der Bewunderung, in die ihn die imposanten Arbeiten zu Trollhetta zur Verbindung des Bothnischen Meerbusens mit der Nordsee versetzten. Er ging von da nach Norwegen und hielt sich einige Zeit in Frederikshall und Christiania auf, wo er alle Tage den Studien widmete. Monod, der protestantische Geistliche in Paris, wohnte damals in der Hauptstadt Norwegens. Der Herzog sah ihn bisweilen, ohne sich ihm aber unter einem andern Namen als seinem angenommenen, von Corby, vorzustellen. Ihre Unterredungen betrafen häufig Frankreich und die neueste Geschichte dieses Landes. Einmal kam Monod ganz natürlich auf den Charakter und das Benehmen Philipp Egalité's zu sprechen.

Mit der Mäßigung, die den ächten Christen und Philosophen auszeichnet, setzte Monod diesem Namen die Beiwörter nicht hinzu, mit denen man ihn immer begleitete; er sagte im Gegentheile: »ich höre fortwährend den Herzog von Orleans aller Laster und aller Verbrechen beschuldigen; ich kann aber nicht glauben, daß er neben seinen schlimmen Neigungen nicht auch einige gute Eigenschaften gehabt haben sollte; würde ein Mann, der so schlecht gewesen, wie man ihn schildert, so viel Sorgfalt auf die Erziehung seiner Familie gewendet haben? Sein älterer Sohn ist, wie man mich versichert hat, ein Muster von kindlicher Liebe, auch soll dies nicht seine einzige gute Eigenschaft sein.« Der junge Reisende erröthete und als Monod dies bemerkte, fragte er: »Kennen Sie ihn?« — »Ein wenig,« antwortete der Herzog, »aber ich glaube, daß Sie sein Lob übertreiben.«

Als der protestantische Geistliche den Prinzen wieder sah, war es 1814 im Palais Royal! Monod stand an der Spitze des protestantischen Consistoriums und begab sich in seinem Amte zu dem Prinzen, um ihm zu der Rückkehr in das Vaterland Glück zu wünschen. Nach der officiellen Ceremonie nahm der Herzog den Herrn Monod bei Seite, da er sah, daß ihn derselbe nicht wieder erkannte, und sagte zu ihm:

»Sie waren in Christiania? Seit wie lange haben Sie diese Stadt verlassen?«

»D, schon seit langer Zeit. Ew. königl. Hoheit sind sehr gnädig, da Sie sich daran erinnern.«

I.

»Es scheint doch, als ob ich ein besseres Gedächtniß hätte als Sie, Herr Monod, denn Sie erinnern sich nicht, mich dort gesehen zu haben.«

— »Ich gestehe, daß ich nicht einmal gewußt, daß Ew. königl. Hoheit dort waren.«

»So haben Sie den Herrn von Corby, den jungen Corby ganz vergessen?«

— »Nein, ich habe mich selbst bemüht, zu erfahren, was aus ihm geworden ist.«

»Ich kann Ihnen Nachricht von ihm geben,« fuhr der Herzog fort, »denn ich selbst war damals Corby. Sie erinnern sich vielleicht, daß Sie mich eines Tages, während wir traulich mit einander sprachen, erschrecken sahen, weil ich plötzlich unter einer Anzahl Spaziergehender rufen hörte: »der Wagen des Herzogs von Orleans!« Es gab damals in Christiania eben so wenig einen Wagen für den Herzog von Orleans als in Paris, und Sie wunderten sich also über jenen Ausruf fast eben so sehr als ich. Nachdem ich mich gefaßt, wagte ich endlich zu dem Manne zu treten, der mich so in Unruhe versetzt hatte und fragte ihn, was er damit sagen wollte. Zum Glück war die Sache höchst unbedeutend: ich wendete mich an den Sohn eines norwegischen Bankiers, der mir antwortete, er erzähle eben seinen Freunden seine Reise in Frankreich und da er häufig die Oper besucht, so habe er sich an den oft wiederholten Ruf der Lakaien in der Vorhalle des Theaters erinnert: »der Wagen Sr. k. Hoheit des Herzogs von Orleans!« Mein Incognito blieb also diesen Tag noch gerettet.«

Drontheim und Hammerfest sind Ludwig Philipp in der Erinnerung noch lieb. In Drontheim lernte er den Baron von Krach kennen, und in Hammerfest wurde er von den Lappländern sehr gastlich aufgenommen. Seit er auf dem Throne sitzt, hat er eine schöne Uhr für die Kirche nach Hammerfest geschickt, und zwar eine Uhr von solcher Konstruktion, daß sie dem Einflusse der Kälte jener Gegend zu widerstehen vermag.

Der erste Gedanke, der Ludwig Philipp befiel, als 1839 sein Marineministerium ihm vorschlug, eine wissenschaftliche Expedition nach Norwegen und Island zu senden, war der, den Bewohnern jener Genden zu beweisen, daß er noch an die Stunden gedente, welche er unter ihnen verbracht. Dasselbe Gefühl ver-

3

anlaßte ihn zu einer Aufmerksamkeit, die eine alte Wittin von Drontheim, Mad. Homberg, stolz und glücklich gemacht hat. Diese achtzigjährige Frau nimmt seit fast fünfzig Jahren Reisende bei sich auf und denkt noch immer mit Freuden an die berühmteren, die ihr Haus besuchten, an deren Spitze sie Se. Majestät den König der Franzosen stellt. Ludwig Philipp ließ ihr 1839 durch die wissenschaftliche Expedition eine Spieluhr übergeben als Andenken an die Pflege, die er in ihrem Hause gefunden.

Auf seinen nordischen Wanderungen sah der junge Herzog den furchtbaren Maalstrom, er erstieg die Berge Islands und am 24. August 1795, als er den nördlichsten Punkt der alten Welt erreicht hatte, konnte er den Vers des Dichters wiederholen:

Hic tandem stetimus, nos ubi desuit orbis.

Von dem schwedischen Lappland begab er sich nach Abo, der ältesten und berühmtesten Stadt Finnlands, deren Gründung bis zu Erich dem Heiligen hinaufreicht, welcher (1150—1160) das Christenthum in diesen nördlichen Ländern einführte. Der Prinz, welcher frühzeitig die unvergänglichen Wunder der Natur und die Traditionen der Geschichte aufsuchte, sah seufzend das alte Schloß, in welchem der unglückliche Erich XIV., des Thrones beraubt, einige Zeit gefangen war, um dann in Drebyhus zu sterben; er durchwanderte den Schauplatz des letzten Krieges zwischen den Russen und Schweden unter Gustav III. und kam bis an den Fluß, der Schweden von Rußland trennt. Hier hielt er an. Seine Neugierde als Reisender konnte nicht so weit gehen, dieselbe auf Kosten seines Namens als Franzose zu befriedigen; wie sehr er auch die Ausschweifungen einer Revolution beklagte, die ihn so viel gekostet hatte, so wollte er sich doch nicht um keinen Preis den Klagen aussetzen, die man am Hofe Katharinas II. von ihm verlangt haben würde. Der Haß der Kaiserin gegen Alles, was revolutionär gewesen, war so groß, daß er als Sohn Philipp Egalites, wenn er den Fuß auf das russische Gebiet gesetzt, gewagt hätte, nach Sibirien geschickt zu werden. Er zog es vor umzukehren und nach Stockholm zu gehen.

Er wohnte in dieser Hauptstadt einem Hofballe bei, als sein Incognito durch den französischen Gesandten enthüllt wurde, der ihn erkannte; zum Glück aber ging

weder eine Verfolgung noch sonst eine Unannehmlichkeit daraus hervor. Er war auch nicht nach Stockholm gekommen, um da zu bleiben; seine geistige Nüchternheit und der Wunsch sich zu unterrichten, trieben ihn immer weiter; er wollte Dalecarlien besuchen; überall erinnerte ihn eine Gegend, ein Gebäude u. an ein geschichtliches Ereigniß oder eine Sage. Er sah die Orte, welche ein Asyl des flüchtigen Gustav Wasa gewesen; er stieg in die berühmten Kupferbergwerke hinab und lebte bei den Nachkommen jener ehrlichen Landleute, auf die sich Gustav stützte, um sein Volk zu regeneriren; er begrüßte den gewaltigen Felsen Mona, von dem Gustav seine Dalecarlier anredete und sie, einig wie ein Mann, gegen den Despoten, den unbarmherzigen Christinern, führte.

Unterdessen war die Schreckensherrschaft in Frankreich zu Ende gegangen; das Directorium war dem Wohlfahrtsauschusse gefolgt, und wenn die neue Regierung auch keine glorreiche war, so hielt sie sich doch von Verfolgungen fern. Der Herzog von Orleans glaubte sich dem französischen Boden wieder nähern zu können, wenn er auch nicht hoffte, denselben betreten zu dürfen. Er kehrte nach Hamburg zurück. In Paris indes meinte man, es sei für die neue Regierung nicht ohne Gefahr, den Prinzen so nahe bei Frankreich zu wissen; das Directorium kannte seine Schwäche; es war argwöhnisch und schrieb, wenn auch nicht dem Herzoge von Orleans, so doch der ehemaligen Partei des Vaters desselben contrerevolutionäre Pläne zu. Alles bereitete sich für eine monarchische Reaction vor und Bonaparte verdankte später dieser Stimmung eben so sehr als seinem Genie den Erfolg vom 18. Brümair, denn das damals von seinem demokratischen Fieber geheilte Frankreich wollte eine Regierung, welche weder die Republik noch die alte Monarchie sei. Der Herzog von Orleans war schon damals der Prinz, der am geeignetsten zu sein schien, diese Regierungsform zu verwirklichen und sich auf einen »von republikanischen Institutionen umgebenen« Thron zu setzen; er war schon, was er jetzt ist, der Mann der Vorsehung, der, ohne jemals nöthig gehabt zu haben zu conspiriren, im Jahre 1796, wie 1814 und 1830 im Stillen eine Partei hatte; ich meine, der Herzog von Orleans konnte die gemäßigten Männer aller Parteien in dem Frankreich des

Directoriums, in dem Frankreich des überwundenen Kaiserthums, wie in dem Frankreich der Restauration, als der ältere Zweig der Bourbons den Selbstmord beginnt, um sich vereinigen.

Das Directorium fürchtete also in Hamburg jenen Prinzen, der dahin zurückkam, wie er abgereist war, ohne Gefolge und fast ohne Geld; es glaubte sehr politisch zu handeln, wenn es den Herzog von Orleans bestimme, sich in die vereinigten Staaten zu begeben. Man wendete sich an seine Mutter, die verwitwete Herzogin, und erbot sich, die Sequestration seiner Güter aufzuheben und dem Herzoge von Montpensier und Beaujolais, die in St. Jean zu Marseille gefangen gehalten wurden, die Freiheit zu geben, wenn alle drei Brüder nach Amerika auswandern wollten. Wir haben schon erwähnt, mit welcher Liebe der Herzog von Orleans an seiner Familie hing. Um den Wunsch seiner Mutter zu erfüllen und seine Brüder zu befreien, hätte er schmerzlichere Opfer gebracht, als man von ihm verlangte. Europa mit der neuen Welt zu vertauschen, hatte nichts Schreckliches für den verbannten Prinzen, der in seiner Reisesucht nahe daran war, aus eigenem Antriebe nach Amerika überzuschiffen. Es wurde also gar nicht schwer, seine Einwilligung zu erlangen. Westford, ein Hamburger Kaufmann, leitete die Unterhandlungen mit ihm; der Herzog versprach bei seiner Ehre, alle ihn betreffenden Bedingungen zu erfüllen, bevor das Directorium die seinige erfülle und am 14. September 1796 ging er an Bord der »Amerika.« Am 21. October kam er in Philadelphia an.

Das Directorium seiner Seits hielt treu, was es versprochen hatte. Der General Willot empfing den Auftrag, dem Herzoge von Montpensier und Graf Beaujolais zu sagen, daß sie frei wären und ihr älterer Bruder sie in Amerika erwarte.

Im Februar 1797 endlich konnten die drei Söhne Philipp Egalités einander umarmen und fragen, wie es mit den Hülfsmitteln stehe. Sie lächelten, als sie sich so arm fanden, aber sie hatten wenig Bedürfnisse und fühlten, daß sie auch ohne Reichthum würden glücklich sein können. Der Herzog von Orleans wollte in Amerika umherreisen, wie er es in Europa gethan hatte und vermochte seine Brüder, ihn auf den meisten Ausflügen zu begleiten. Sie besuchten Baltimore, die

Fälle des Potomac und Mount Vernon, wo Washington sie mit väterlicher Huld und edler Gastfreundschaft empfing. Sie bewunderten in ihm die Einfachheit und Gutmüthigkeit der Helden Plutarchs und erkannten, daß es wohl eine Größe über der der Könige geben könne, die eines Mannes, der König hätte sein können, aber den friedlichen Ruhm eines Cincinnatus nicht bloß einer Krone, sondern sogar einer Diktatur vorgezogen hatte.

Der ehemalige amerikanische Präsident gab den jungen Prinzen Empfehlungsschreiben, die ihnen sehr nützlich waren und eines Morgens, als sie mit Hülfe Baudouins hinter ihren Sätteln die Mantelsäcke aufgeschnallt hatten, welche ihr Geld und ihre Reisetoulette enthielten, nahmen sie Abschied von dem General und brachen auf, um die verschiedenen Staaten der Union kennen zu lernen. »Wir müssen dieses Land gründlich kennen lernen,« sagte der Herzog von Orleans zu seinen Brüdern, »denn es wird später ein mächtiger Bundesgenosse unseres lieben Frankreichs werden. Wir sind jung und werden Frankreich wieder ausgeföhnt sehen mit allen seinen Verbannten, wie es bereits von seinen Schaffotten befreit ist.«

Die Prinzen besuchten nach einander Winchester, Stanton, Abingdon, Knorville, Nashville, Louisville, Lexington, Maysville, Lancaster, Zanesville, Wheeling &c. &c., und hielten sich eine Zeitlang in Pittsburg auf, wo die Gesundheit des Grafen von Beaujolais sehr erschüttert wurde, wohl in Folge der Haft in dem Kerker zu Marseille. Der Herzog von Orleans war besorgt um seinen Bruder, denn er hatte in dem Studium der Medicin und in dem Besuche der Hospitäler Kenntnisse gesammelt, die ihn über die Gefahren aufklärten, von denen diese ihm so theuere Gesundheit bedroht war. Er pflegte deshalb den Kranken mit um so liebevollerer Aufopferung und als der Graf von Beaujolais hergestellt war, mußte sich der Herzog von Orleans selbst legen. Dies geschah in Bairdstown und seine königl. Freigebigkeit hatte diese Stadt ebenfalls nicht vergessen, welche von ihm, seit er auf dem Throne sitzt, wie Hammerfest ein Geschenk erhalten hat.

Der Herzog von Orleans begnügte sich nicht damit, die americanische Civilisation zu studieren und

sich mit den Waffenbrüdern Washingtons, so wie mit den Gesetzgebern, die Franklin unterstützt hatten, zu unterhalten; er wollte auch das Leben der Wilden in der Nähe sehen. An den Ufern des Eriesees, in Buffalo, befand er sich mit seinen Brüdern plötzlich inmitten eines Stammes von Seneca-Indianern. Diese schienen anfangs nicht die wohlwollendsten Absichten zu hegen, der Herzog von Orleans gewann sich aber durch seine Kaltblütigkeit, durch seinen Muth und sein würdevolles Benehmen die Achtung dieser Menschen, die in dem Naturzustande vielleicht noch lebhafter als wir den natürlichen Adel erkennen. Nach einigen Tagen verließen die Prinzen die Wigwams der Senecas, kaum aber hatten sie dieselben aus den Augen verloren, als der Graf von Beaujouis bemerkte, daß ihm ein Hund nicht mehr folgte, den er sehr lieb hatte. »Ich bin überzeugt,« sagte er, »daß er durch einen unserer Wirthe verlockt und mir gestohlen worden ist.« — »Wenn sie den Hund gestohlen haben,« entgegnete der Herzog von Orleans, »so müssen sie ihn zurückgeben.« — »Was denkst du, Bruder!« fiel der Graf von Beaujouis ein; »wir sind vier gegen einen ganzen Volksstamm.« — »Sie haben die Stärke und die Zahl für sich, wir dagegen das Recht und die Gerechtigkeit,« fuhr der Herzog von Orleans fort, der allein umkehrte, um mit den Häuptlingen der Wilden zu sprechen. Seine Haltung und der Ausdruck seiner Blicke, wie seine Worte bewirkten die Zurückgabe des Hundes.

Die Amerikaner hören mit Stolz Ludwig Philipp seine und seiner Brüder Gefühle bei dem Anblicke des berühmten Niagarafalles schildern. Die drei Prinzen gingen hier über die canadische Grenze und verbrachten einige Stunden in dem Dorfe der Chippewas-Indianer, und der König Ludwig Philipp sagte eines Tages seiner Familie in dem kostbaren Palaste der Tuilerien, daß der Mensch überall glücklich und tugendhaft sein könnte, daß er sich in dem wilden Leben, wie in der höchsten Civilisation seinen Mitmenschen nützlich zu machen und einzuschlafen vermöge, um in dieser oder jener Welt mit dem ruhigen Bewußtsein des Menschen zu erwachen, der seine Pflicht gethan hat.

Auf dem Wege von Buffalo nach Canandaigua begegnete Ludwig Philipp einem Handelsmann, der, ganz mit seinem Handel beschäftigt, damals nicht daran

dachte, daß ein anderer Ehrgeiz ihn in die politische Laufbahn führen, zur Macht und zu Ehren leiten und daß er endlich mit dem Titel »Lord« geschmückt und als außerordentlicher Gesandter nach Amerika zurückkehren würde, um den Zwist Englands und der vereinigten Staaten beizulegen. Es war Herr Alexander Baring, jetzt Lord Ashburton, der Minister gewesen ist und im Jahre 1841 von der englischen Regierung den Auftrag erhielt, die amerikanische Grenzlinie auf der Seite von Canada zu bestimmen. Baring fragte die abenteuernden jungen Reisenden, ob sie an alle Strapazen, Entbehrungen und selbst Gefahren gedacht hätten, denen sie ausgesetzt sein würden; er machte ihnen eine nicht eben ermutigende Schilderung seiner eigenen Wanderungen durch die Gegenden, die er in Handelszwecken besucht hatte. Sie schienen sich indeß wenig einschüchtern zu lassen; sie waren ja auch junge Männer, die keinen andern Zweck hatten als zu sehen und zu lernen.

Der Herzog von Orleans dankte nebst seinen Brüdern dem Herrn Baring für seine Warnung, ging den Seneca-See hinauf, begab sich an die Tionga-Spitze und machte 25 Meilen zu Fuße mit dem Tornister auf dem Rücken. Von Tionga kehrten die drei Brüder wieder nach Philadelphia zurück. Nachdem sie den General Washington zum zweiten Male besucht hatten, vollendeten sie die Erforschung einiger andern Staaten der Union, lebten mehrere Tage unter den Profesen-Indianern und wendeten sich wiederum nach Philadelphia, um da zu bleiben.

Die Prinzen befanden sich etwa einen Monat in Philadelphia, als zu Ende des Juli (1797) das gelbe Fieber in der Stadt ausbrach. Sie waren Zeugen des allgemeinen Schreckens, sahen alle wohlhabenden Familien fliehen und würden diesem Beispiele wahrscheinlich gefolgt sein, aber sie mußten erst die Mittel, sich anderswohin zu begeben, aus Europa erwarten. Ihre gemeinsame Casse war fast ganz leer.

In New-York, wohin sie sich hierauf begaben, erfuhren sie die Ereignisse vom 18. Fructidor und das Gesetz, welches alle Mitglieder der Familie Bourbon aus Frankreich verbannte. Durch dieses Gesetz wurde auch die verwittwete Herzogin von Orleans betroffen, die sich gezwungen sah, nach Spa-

nien auszuwandern. Ihre Söhne entschloßen sich, sofort zu ihr sich zu begeben, aber dieses Unternehmen war kein leichtes. England und Spanien befanden sich im Kriege mit einander; die Verbindungen zwischen den vereinigten Staaten und der Halbinsel waren unterbrochen oder gefährlich. Die Prinzen begaben sich über Neu-Orleans zuerst nach Havanna.

Auf der Fahrt über den Meerbusen von Mexiko bemerkten sie eine englische Fregatte, welche unter der republikanischen französischen Flagge segelte. Die dreifarbige Fahne, welche der Ruhm seitdem gesüht und unter welcher das Haus Orleans die Soldaten des Kaiserreichs wie die constitutionelle Partei vereinigt hat, war damals eine traurige Erscheinung und auf dem Mast einer englischen Fregatte verkündete sie überdieß feindliche Absichten. Die Fregatte schickte dem Schiffe, auf welchem sich die drei Prinzen befanden, einige Kugeln zu und ein Schiffslieutenant zeigte ihnen an, daß sie Gefangene wären. Der arme Herzog von Montpensier hörte diese Worte mit großer Betrübniß an. »Wer weiß,« sagte er, »wohin man uns bringen wird!« Der Herzog von Orleans verzweifelte nicht so schnell; er hatte mehr Vertrauen auf sein Glück und selbst auf seinen Namen. Er trat zu dem Lieutenant und sagte: »Haben Sie die Güte, ihrem Capitain anzuzeigen, daß ich der Herzog von Orleans bin, daß meine beiden Begleiter meine Brüder, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais sind und daß wir die Absicht haben, uns nach Havanna zu begeben.« Der Capitain der Fregatte, Cochrane, empfing sie sehr artig und schickte sie nach der Insel Cuba, wo sie am 30. März 1798 landeten.

Leider erwartete sie in dieser spanischen Colonie die Verfolgung. Der Herzog von Orleans und seine Brüder bemühten sich vergebens, so zurückgezogen als möglich zu leben; vergebens unterdrückten sie jede Aeußerung einer politischen Meinung nicht bloß an öffentlichen Orten, sondern auch überall da, wo sie wohl hätten glauben können, ihre Ansichten frei aussprechen zu dürfen. Ein zu Aranjuez den 21. Mai 1799 gegebener Befehl trug dem Generalcapitain der Insel Cuba auf, den drei Verbannten den Aufenthalt in der Colonie nicht länger zu gestatten und sie sofort nach Neu-Orleans zu senden. Sie reiseten deshalb wiederum ab und legten

an den Bahama-Inseln, dann in Halifax an, wo sich ein Prinz von England befand, der ihnen freundschaftlich die Hand bot. Dieser Prinz war (der Herzog von Kent, Sohn Georgs III. und Vater der jetzigen Königin Victoria.

Die Herzlichkeit des Herzogs von Kent ermutigte den Herzog von Orleans, um die Erlaubniß nachzusuchen, sich nach England begeben zu dürfen; der englische Prinz schrieb an Georg III. und an das brittische Ministerium, und das Gesuch des Herzogs von Orleans wurde bewilligt. Die drei Prinzen schifften sich nach Neu-York ein und kamen im Februar 1800 in Falmouth an.

Die Ankunft der Söhne Philipp Egalité's machte Aufsehen in London, nicht bloß in der diplomatischen Welt und der vornehmen englischen Gesellschaft, sondern auch unter den Prinzen des ältern Zweiges der Bourbons, die ebenfalls nach allen Wechselfällen eines unstäten Lebens und nach den vergeblichen Versuchen, eine Contrerevolution zu Werke zu bringen, die Gastfreundschaft der Dynastie Braunschweigs angenommen hatten, welche ihr Ahnherr Ludwig XIV. einst den Stuarts gewährte. Die Brüder Ludwigs XIV. nährten ein wohl ganz natürliches Gefühl des Widerwillens gegen den Sohn jenes Herzogs von Orleans, der seinen König und Vetter auf das Schafot gebracht. Auch persönlich erregte der Sohn des fürstlichen Königsmörders eine starke Abneigung; man erinnerte sich seines Enthusiasmus für die Revolution, seiner Verbindung mit dem Jakobiner-Club, seiner Feldzüge mit Dumouriez und endlich seiner beständigen constitutionellen Ansichten, die ihn für alle gemäßigten Meinungen, deren Personifikation er gleichsam war, gewissermassen als Prätendent erscheinen ließen. Ludwig XVIII. befand sich damals in Mitau, aber der Graf von Artois war in London und um ihn sammelten sich vorzugsweise jene exaltirten Emigranten, deren einige den Herzog von Orleans mit Beleidigungen verfolgt hatten. Dieser kleine Hof wurde von Besorgniß und Haß bewegt. Was wollte der Sohn Philipp Egalité's in England? Gewiß nur gegen seine Familie und gegen die Republik, als doppelter Renegat conspiriren, sich unter den Schutz der englischen Politik stellen und jene Contrerevolution,

welche die Ausgewanderten noch immer für ganz nahe bevorstehend hielten, für sich in Anspruch nehmen.

Der Herzog von Orleans beantwortete diese Vermuthungen durch ein höchst zurückgezogenes Leben. Er ließ sich in Twickenham nieder, lebte da als gewöhnlicher Privatmann, sprach wenig von Politik, vermied Alles, was eine indiscrete Neugierde in Bezug auf ihn hätte erregen können, ging mit englischen Familien um, war artig gegen Jedermann, strebte aber keineswegs nach Popularität. Dieses Verhalten überzeugte endlich den Grafen von Artois von der Redlichkeit seines Veters und er lud denselben ein, ihn zu besuchen. Der Herzog von Orleans nahm die Einladung an, die beiden Vetern sahen einander und sprachen sich gegenseitig gegen einander aus.

Nachdem die beiden Zweige des Hauses Bourbon sich mit einander ausgesöhnt hatten, stellte Pitt den Herzog von Orleans dem Könige Georg III. vor und von da an standen ihm auch die Thore der ganzen Aristokratie offen.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien bewies den Bourbonen, daß sie sich getäuscht, wenn sie geglaubt, der erste Consul würde die Rolle Monks jener Cromwells vorziehen, und bei Gelegenheit dieser Tragödie schrieb der Herzog von Orleans jenen Brief an den Bischof von Landaff, den man ihm so sehr zum Vorwurfe gemacht hat. England war das einzige Land in Europa, das es wagte, ihm und seinen Verwandten eine Zufluchtsstätte zu gewähren; der corsische Usurpator, wie ihn jener Brief nennt, schien gegen England besonders aufgebracht zu sein, weil es die französischen Prinzen gastlich aufgenommen hatte. Nicht gegen den Ruhm Bonapartes, sondern gegen das Verbrechen, das derselbe begangen oder zu begehen sich erlaubt hatte, protestirte der Herzog von Orleans, indem er schrieb: »er sei England zugethan nicht bloß aus Dankbarkeit, sondern auch aus Neigung; er wünsche den Sieg der englischen Waffen weniger als Privatmann, denn als Mitglied der großen Menschenfamilie, deren Glück und Unabhängigkeit mit dem Glücke und der Unabhängigkeit Englands in der innigsten Verbindung ständen.«

Die Gesundheit des Herzogs von Montpensier blieb immer schwankend und er starb 1807 in

einem Alter von 32 Jahren zu Salthill bei Windsor. Seine sterblichen Überreste wurden in der Westminsterabtei beigesetzt, wo ihm 1829 Ludwig Philipp ein Mausoleum errichten ließ. Der Graf Beaujouis folgte ihm bald nach, aber auf Malta, wohin ihn der Herzog von Orleans begleitet hatte und wo er im October 1808 verschied. Der Herzog, nun ganz allein stehend, nahm die Einladung seines Verwandten, des Königs Ferdinand IV. an, nach Sicilien zu kommen, schiffte sich nach Messina ein und begab sich von da nach Palermo.

Hier sah er zum ersten Male jene tugendhafte Prinzessin, welche ihr Geschick bald an das seinige knüpfen sollte, Marie Amalie.

Während der Herzog von Orleans sich an dem Hofe des Königs der beiden Sicilien befand, hatte sich Napoleon entschlossen, als Schiedsrichter zwischen dem Könige Karl IV. von Spanien und dessen Sohne Ferdinand aufzutreten. Hatte er damals wirklich einen Nebengedanken? Ging er bereits mit dem Plane um, seinen Bruder Joseph auf den Thron der Nachkommen Philipps V. zu setzen? Oder wurde er zu dieser gewaltthätigen Politik nur durch die Umstände und die hinterlistigen Vorschläge gewisser Männer getrieben, welche ihm einredeten, die Bewunderung, welche sein Genie den Spaniern einflöße, sei eigentlich eine Aufforderung, sich Spaniens zu bemächtigen? Es liegt wenig daran, ob sein Ehrgeiz damals ein Verbrechen beging oder einen Fehler machte, um mit Talleyrand zu sprechen; so viel ist gewiß, daß er durch sein Verfahren jedes Glied der Familie Bourbon von Neuem aufbrachte und erbitterte. Der alte Prinz von Condé verfluchte sein Alter wie der Vater des Sid und senkte das Haupt, wenn er an den Herzog von Enghien dachte. Der Herzog von Orleans seinerseits konnte sich gewiß fragen, ob es nicht an ihm sei, als Ritter dieser Familie aufzutreten.

Leider schien der Herzog eher der Intrigue die Intrigue entgegenzusetzen, als Bonaparte ritterlich den Handschuh hinzuwerfen. Doch liegt die Schuld davon weniger an ihm als an seiner künftigen Schwiegermutter, die einen Augenblick gehofft hatte, Napoleon würde die Ansprüche Leopolds, ihres zweiten Sohnes, begünstigen. Sie verlangte selbst, daß

der Herzog von Orleans Leopold nach Gibraltar begleite und der Junta von Sevilla vorschlage, denselben als Regenten anzunehmen. Der Herzog gehorchte mit innerem Widerstreben, Lord Collingwood, mit dem er eine Besprechung hatte, überzeugte ihn leicht von der Nutzlosigkeit des Versuches; er gab also denselben auf und schiffte sich nach England ein unter dem Vorwande, direct bei dem englischen Ministerium Klage gegen den Gouverneur von Gibraltar zu führen. Auch wollte er um die Erlaubniß nachsuchen, sich zu seiner Mutter begeben zu dürfen, die sich in Port Mahon befand. Eben als er sich in Portsmouth wieder einschiffen wollte, kam seine Schwester Adelaide an, die lange bei der Prinzessin Conti in Ungarn gelebt hatte.

»Ach,« rief der Herzog aus, der seit dem Tode seiner Brüder ganz allein in der Welt stand, „Gott sendet mir wieder einen seiner Engel.“ Bruder und Schwester blieben nur kurze Zeit in England und fuhren nach Malta, um mit einander an dem Grabe des Bruders zu weinen, den sie ein halbes Jahr vorher verloren hatten. In dieser Zeit hatte Braval ohne Theilnahme des Herzogs mit der Regentschaft von Spanien unterhandelt, die ihn zum Commandanten eines Armeecorps ernannte, das an den Grenzen Cataloniens agiren sollte; aber bereits brachen die Franzosen in Andalusien ein, die Cortes ersetzten die Regentschaft und sie annullirten, was für den Herzog gethan worden war.

Unterdeß erfuhr der Herzog, daß man ihn in Palermo unter gehässigen oder lächerlichen Farben darstelle und er kam gerade zu rechter Zeit bei dem Könige beider Sicilien an, um seine Feinde zu entlarven. Auch hatte er bei dem Könige Ferdinand eine Bundesgenossin, die seine Sache edelmüthig führte, Marie Amalie nämlich, die Tochter des Königs, und die Offenheit des Herzogs, sowie seine edle Sprache gewannen ihm bald alle Herzen wieder. Die Hindernisse, die man seiner Vermählung mit der Prinzessin hatte entgegenstellen wollen, verschwanden; die Herzogin, seine Mutter, gab nicht nur ihre Einwilligung, sondern wollte auch der Trauung selbst beiwohnen und eine englische Fregatte brachte sie am 15. October 1809 nach Palermo. »Die alte Herzogin« schrieb Lord Collingwood »ist eine liebe Frau und sie

schien ihr ganzes Unglück (das freilich groß genug gewesen ist) zu vergessen, als sie die Wahl sah, welche ihr Sohn getroffen.« Sieben Wochen später kniete das erlauchte Paar in der normännischen Kapelle des Palazzo reale und empfing den ehelichen Segen.

Man versetze sich in Gedanken in die Zeit der Trauung zurück. Welche Zukunft konnte das junge Ehepaar hoffen? Der Gatte war ein armer Verbannter, der nicht einmal das Ritterschwert, mit welchem seine Ahnen Reiche erobert hatten, aus der Scheide ziehen durfte; die Gattin dagegen war die Tochter eines Königs, der zwar noch auf dem Throne saß, sich aber in den Inseltheil seiner Staaten geflüchtet hatte und keine anderen Bertheidigungsmittel besaß, als die Batterien der englischen Marine. Der Stern aller Zweige der Familie Bourbon erbleichte vor der kaiserlichen Sonne und es war in jener Zeit, als Lord Wellington an den General Dumouriez schrieb: »Ich habe das Schicksal des Herzogs von Orleans oft beklagt: er ist ein Prinz von höchst achtbarem Charakter, von großem Talent und verdientem Rufe; er wird einst ein großer Wohlthäter seines unglücklichen Vaterlandes werden.«

Dem Herzog von Wellington war es vorbehalten, den Zauber zu brechen, welcher Napoleon die Eroberung der Welt zu verbürgen schien. Man wird gewiß den englischen General nicht beschuldigen, auf die Rolle eifersüchtig gewesen zu sein, die man dem Prinzen bald bot, bald entzog, über welchen er sich in den oben angeführten Worten ausdrückte. Wenn er es nicht billigte, daß der Herzog von Orleans in den activen Dienst Spaniens eintrete, wenn er ihm abrieth, für eine so schöne Sache, wie die spanische Unabhängigkeit, zu kämpfen, so geschah es, weil er die Anwesenheit des Prinzen auf der Halbinsel nicht für nützlich hielt, weder für die Sache des Landes, noch für seine eigene. Der Prinz sah diese Gründe vollkommen ein; konnte er aber sein Verhalten den Erörterungen der Cortes überlassen? In gerechtem Stolze erschien er plötzlich vor dieser Versammlung und verlangte gehört zu werden. Durch diesen Schritt lernten die Cortes seinen Charakter kennen, aber sie scheuten sich nun nur noch mehr, einem Prinzen, der sich eben so durch körperlichen Muth als kriegerische Tapferkeit auszeichnete, irgend eine Gewalt

anzuvertrauen. Der Herzog kehrte deshalb nach Palermo zurück, das er so plötzlich verlassen hatte und kam mit der Ueberzeugung an, daß, wenn die Spanier siegen sollten, dieß nur dann geschehen würde, wenn ihre Verbündeten sich der Leitung des anarchischen Widerstandes bemächtigten.

Als er Sicilien betrat, erfuhr er, daß er in seiner Abwesenheit Vater geworden. Die Herzogin von Orleans war vor zehn Wochen (am 2. September 1810) mit jenem jungen Prinzen niedergekommen, den im Juli 1842 ein schreckliches Unglück der königlichen Familie entriß.

Die Vaterschaft war für Ludwig Philipp ein Glück, aber auch eine Pflicht und er hatte dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung gewissenhaft erfüllt. Er hat seine Kinder geliebt, mehr noch ihret- als seinetwegen; er hat sie geliebt wegen seines Vaterlandes, d. h. er wollte vor allen Dingen, daß sie nützliche Menschen würden. Dieß war der Grundsatz der strengen und doch immer väterlichen Erziehung, deren Früchte Frankreich erbt. Alle Söhne Ludwig Philipps können morgen aufhören Prinzen zu sein, wie es ihrem Vater geschah, und sie würden in jeder socialen Stellung ausgezeichnet sein, vortreffliche Bürger in einer Republik, wie sie edle Prinzen in einer Monarchie sind.

Bis zum Jahre 1814 lebte der Herzog von Orleans, in seine zuwartende Rolle ergeben, in Sicilien. Die Unfälle Napoleons im Jahre 1812 hatten ihm dargethan, daß der Kaiser in die abnehmende Periode seines Glückes getreten; da er aber wohl wußte, daß die Allirten sich glücklich preisen würden über einen Frieden, der dem kaiserlichen Frankreich den Rhein zur Grenze gegeben hätte, so konnte er nicht glauben, daß der Krieg von 1813 sich zu Gunsten der Dynastie der Bourbons endigen würde, die von Frankreich wie von Europa vergessen war.

Wie überrascht also war er, als am 22. April 1814 der englische Gesandte ihm sagte, Napoleon sei gestürzt und Ludwig XVIII. durch den Senat zum Throne berufen! Eine Restauration! Für den Herzog von Orleans persönlich war dieß ein Ereigniß, das ihm den Titel königl. Hoheit wiedergab. Eine Restauration! Erinnerete ihn dieses Wort schon damals an die Geschichte der Stuarts? Sah er in Ludwig XVIII.

Karl XII.? in dem Grafen von Artois Jakob II.? und verglich er seine eigene Lage mit jener des Prinzen von Dranien? Das ist ein Geheimniß, ein Gefühl aber beherrschte in diesen ersten Augenblicken sicherlich alle andern, die Liebe zum Vaterlande, die, durch die Gewißheit, Frankreich endlich wiederzusehen, neu geweckt wurde. Er reisete bald allein ab und kam erst später zurück, um seine Familie abzuholen. Am 18. Mai 1814 zog er in Paris ein. Auch ihm galt ein Theil des Jubelrufes. Allem Anscheine nach fanden die Bourbons Alles an seinem Plaze; es war als wäre Napoleon mit seinem glänzenden Gefolge nur durchgezogen, um die Erinnerung an die Revolution zu verwischen. Die Tuilerien standen noch und waren neu meublirt; der Louvre hatte sich mit den Meisterwerken der antiken Bildhauerei und den schönen italienischen Gemälden bereichert; das Palais Royal erwartete ebenfalls seine Gebieter. Der Herzog von Orleans billigte es nicht, entschuldigte aber den König, daß er vom neunzehnten Jahre seiner Regierung datirte, und Ludwig XVIII. erteilte ihm auch seinen Theil von der Vergangenheit, indem er freundlich zu ihm sagte: »Beiter, vor 25 Jahren waren Sie Generallieutenant; ich gebe Ihnen Ihren Rang zurück und eine 25 jährige Dienstzeit dazu.«

Als der Herzog von Orleans im Juli seine Gemahlin in Palermo abholte, ging Alles für die restaurirte Monarchie noch ganz gut; er konnte nicht muthmaßen, daß er dem schattigen Zwickelham kein ewiges Lebewohl gesagt haben werde. Man versichert jedoch, der große Staatsmann, dessen scharfer Blick die Gewitterstürme schon von weitem in dem geringsten dunkeln Punkte erkannte, der sich an dem reinsten Himmel zeigte, Talleyrand, habe schon damals gehnt, daß die Restauration durch eine Gefahr bedroht sei. Noch freilich konnte er sich von seiner instinktmäßigen Besorgniß keine recht deutliche Rechenschaft geben, er hat aber seitdem gestanden, daß er, als er gesehen, die Nation nehme die Charte ernstlich, den Herzog von Orleans, den einzigen wahrhaft liberalen Prinzen am Throne, für den Einzigen gehalten, der die constitutionelle Regierung begründen könne, allerdings zum Nachtheile des älteren Zweiges. — »Glauben Ew. Majestät«, sagte er schlau zu Ludwig XVIII.,

daß Se. königl. Hoheit, der Herzog von Orleans, von Palermo bald zurückkommen werde?« — »Ohne Zweifel,« antwortete der König; »der Herzog wird vor einem Monate zurück sein.« — »Glauben Ew. Majestät, daß die Luft Frankreichs Sr. königl. Hoheit eben so wohlthue als die Luft Siciliens?« — »Mein Vetter ist allerdings sehr gesund aus Sicilien zurückgekommen,« sagte der König, »ich fürchte aber nicht, daß er in der Luft Frankreichs abnehmen werde.« Da Talleyrand sah, daß der König ihn nicht verstehen wollte, so glaubte er, als Diplomat, nicht genöthigt zu sein, sich deutlicher auszusprechen.

Sechszehn Jahre später sagte er mit derselben Offenheit, mit welcher er seine gewöhnliche Feinheit bisweilen würzte, eines Abends zu dem Könige Ludwig Philipp, der sich vertraulich mit ihm über die Verläumdungen unterhielt, welche die Royalisten fortwährend gegen ihn geschleudert: »Es ist doch wahr, daß ich zweimal, 1814 und 1816, Ew. Majestät durch Ihren Vetter Ludwig XVIII. verbannen lassen wollte. Ich diente damals der Legitimität und sah in Ihnen nur den constitutionellen Prinzen.« Die eingestandene Sünde ist schon halb vergeben und dem Erzbischof von Autin konnte dieses kirchliche Sprüchwort nicht unbekannt sein; aber Ludwig Philipp konnte damals dem Fürsten Talleyrand nicht zürnen, der nie eine Regierung verlassen, bis er sich von der Unmöglichkeit, sie zu retten, überzeugt hatte. Auch hatte er nicht vergessen, was bei Lafitte eines Abends gesprochen worden war, als man sich von der englischen Revolution 1668 unterhalten. — »Wenn wir Jemand hätten,« sagte da nämlich Véranger, »den Herzog von Orleans z. B.« — »Der Herzog von Orleans?« unterbrach ihn Talleyrand, »o, der wäre nicht Jemand, sondern Etwas.«

Sei es, daß ein aufrichtigerer Diplomat sich deutlicher ausgesprochen hatte als Talleyrand, oder daß die Emigrirten in ihrem ehemaligen Widerwillen den Herzog von Orleans gewissermaßen durch Instinct erriethen, als dieser aus Palermo zurückkam, wurde er am Hofe kälter aufgenommen; auch hob sein gutes Aussehen zu Pferde und in der Husarenuniform die schlechte Haltung des Herzogs von Angoulême und des Herzogs von Berry auffallend heraus. Er fing

an, sich bescheiden zurückzuziehen, als am 5. März 1815 Napoleon in Cannes landete. Ludwig XVIII. ließ sogleich den Herzog von Orleans zu sich rufen und berieth sich mit ihm. »Sire,« sagte der Prinz, »ich bin bereit, Ihr Unglück, wie Ihr Glück zu theilen; ich bin Ihres Stammes, aber Ihr Unterthan; verfügen Ew. Majestät über mich wie es Ihnen beliebt und wie es der Ehre und dem Frieden Frankreichs dienlich sein kann.« Ludwig XVIII. sah, daß er auf des Herzogs Treue rechnen konnte und vertraute ihm den Befehl über die Nordarmee an. In Begleitung desselben Herzogs von Treviso, der seitdem neben ihm auf dem Boulevard durch die Höllemaschine Fieschis den Tod fand, besuchte er Cambrai, Douai, Lille und andere Festungen, that alles, was in seinen Kräften stand, um die Treue der Truppen zu befestigen, und verließ, als er sich von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugen mußte, Frankreich, nachdem er einen Abschiedsbrief an den Marschall Mortier geschrieben. Die Herzogin, der Herzog von Chartres und sein zweiter Sohn, der Herzog von Nemours (geb. in Paris am 25. Oktober 1814) waren vor ihm nach England gegangen. Er traf sie in Twickenham wo er die hundert Tage hindurch blieb. Die Schlacht von Waterloo öffnete dem ältern Zweige die Pforten Frankreichs wieder. Die Liberalen, welche eine zweite Restauration fürchteten, wollten damals die Krone dem Prinzen von Dranien oder dem Herzoge von Orleans antragen. Obgleich dieser Prinz jenen noch unbestimmten Insinuationen fern geblieben, welche die Entwicklung des Dramas von 1830 vorbereiteten, so ließ sich doch erwarten, daß die Ultra-Royalisten ihm ein Verbrechen daraus machen würden. Der Herzog von Orleans verurtheilte sich selbst zu einem zeitweiligen freiwilligen Exile. Auch als er wieder nach Frankreich kam, hätte er sich an die Spitze einer Partei stellen und eine gefährliche Opposition bilden können; er glaubte es aber seiner Ehre schuldig zu sein, die Regierung Ludwigs XVIII. nicht zu hemmen. Konnte er aber seine constitutionellen Gesinnungen verläugnen? Durfte er sich zum Mitschuldigen der royalistischen Reactionen machen und, aus Furcht, durch seine Mäßigung zu populär zu werden, Groll heucheln, den er nicht im Herzen trug? Unserer Meinung nach ist es ein schöner

Ruhm seines Charakters, daß er dem eiteln Glanze öffentlichen Beifalls entsagte und der Begeisterung die Achtung vorzog. Er ertrug geduldig das Schmollen des Hofes, vermied aber klügllicherweise, Veranlassung dazu zu geben, und wenn er sich genöthigt sah, seine Mißbilligung gegen gewisse Maßregeln auszusprechen, so that er es mit einer Zurückhaltung, welche seine Klugheit als Furchtsamkeit konnte erscheinen lassen. Weit entfernt, zu conspiriren oder irgend ein antidynastisches Complot zu begünstigen, ging seine Opposition niemals so weit wie die des Prinzen von Wales, des Herzogs von Kent und des Herzogs von Sussex in England.

Die Vermählung des Herzogs von Berry schuf neue Bande der Verwandtschaft zwischen dem ältern und jüngern Zweige der Bourbons. Der Herzog und die Herzogin von Orleans nahmen ihre Nichte von Neapel mit herzlichster Liebe auf. Als ein schändlicher Mord ihren Kindern die Hoffnungen wiederzugeben schien, welche jene Vermählung ihnen genommen hatte, die ihnen aber neun Monate später von neuem durch die Geburt des Herzogs von Bordeaux entzogen wurden, veröffentlichte man in den englischen Journalen einen angeblichen Brief des Herzogs von Orleans, der glaublich zu machen suchte, daß ein Betrug stattgefunden habe, ein Kind untergeschoben worden sei, gerade wie die Anhänger Wilhelms III. sonst Jacob II. beschuldigten. Brauchen wir zu versichern, daß dieser Brief unächt war? Heinrich V. ist in den Augen seines Oheims Ludwig Philipp so legitim als es Jacob II. in den Augen seines Oheims Wilhelm war. Weit entfernt, auf einen ehrgeizigen Verdruß zu hören, zeigte sich der Herzog von Orleans vielmehr nach der Geburt des Wunderkinde's häufiger in den Tuileries als sonst. Allerdings ist es wahr, daß er bei sich fortwährend freundlich die angesehenen Männer der Opposition empfing, wie Benjamin Constant, Foy, Sebastiani, Casimir Perrier; aber nie hörte einer derselben ein bitteres Wort aus dem Munde des Herzogs gehen; es ist auch wahr, daß er seine Söhne in die öffentliche Schule schickte, was man ihm am Hofe als ein Haschen nach revolutionärer Popularität auslegte, aber er hatte dabei so wenig die Absicht eines

Strebens hinabzusteigen (wenn ich die bekannten Worte Racines hier richtig anwende), daß er um den Titel »königliche Hoheit« nachsuchte, welchen ihm Ludwig XVIII. hartnäckig verweigerte und erst Karl X. verwilligte.

Die Thronbesteigung des zweiten Bruders Ludwig's XVI. schien anfangs diejenigen Lügen zu strafen, welche vorher sagten, dieser Fürst würde den politischen Bau Ludwig's XVIII. umstürzen und dann selbst gestürzt werden. Karl X. gewann sogar mehrere Liberale, welche dem Hause Bourbon tödtlichen Haß geschworen hatten; ganz allmählig und auf langen Umwegen gelang es der sogenannten Pfaffenpartei, ihn einzunehmen und das gegenseitige Mißtrauen zwischen dem Monarchen und der Opposition zu wecken. Von dem Augenblicke aber an, als der Krieg zwischen dem Hofe und der liberalen Partei von neuem ausbrach, griff er auch sehr schnell um sich. Es hatten unter Ludwig XVIII. Verschwörungen stattgefunden, thörichte Versuche, in denen die Theorie-Männer, welche hinter den Coulissen versteckt blieben, junge Leute etc. sich mit der Polizei messen ließ. Von nun an wurde die Verschwörung am hellen Tage betrieben, oder es gab vielmehr keine mehr oder minder kühnen, mehr oder minder ungeschickten Verschwörer mehr, sondern es wurde allgemein und systematisch gegen die Regierung gepredigt, was um so gefährlicher war, als man behauptete, die Regierung selbst gegen die Minister, die Höflinge, die Jesuiten, die Generalprocuratoren, kurz gegen Alle zu vertheidigen, die man beschuldigte, sie suchten sich an die Stelle der Regierung zu drängen.

In diesem Kampfe war jeder Prozeß ein Sieg für die Revolution; selbst wenn das Gericht den Journalisten oder den Verfasser einer Flugschrift verurtheilte, triumphirte die Idee, die sofort eine andere Form annahm und kühner auf der Tribüne oder in der Presse von neuem zum Vorschein kam. Ihre Martyrer kamen mit einigen Monaten Gefängniß oder einer Geldbuße davon, die sie aus dem allgemeinen Beutel bezahlten und die Regierung, die von allen Seiten geneckt wurde, erschöpfte sich in vergeblichen Anstrengungen in dem engen Kreise der Geseklichkeit wie der spanische Stier inmitten des Circus, wo der gewandte Matador seine mit Feuerwerksgegenständen bewaffnete Wurfspieße auf ihn

schleudert. Die Opposition blieb endlich bei jener verderblichen Vergleichung zwischen den Stuarts und den Bourbons stehen, welche diese nicht mit demagogischen Excessen, oder mit der Guillotine, sondern mit einem einfachen Wechsel der königlichen Familie, mit einer sogenannten legalen Revolution, oder, wie sie der französische Esprit taufte, mit einer Rosenwasser-Revolution bedrohte. Welche Gefahr konnte die Nation treffen, wenn sie ein neues 1688 spielte, d. h. wenn sie die Jesuiten vertrieb, die den Gesetzen zum Troß sich wieder eingefunden hatten, und die Geistlichkeit in die Sacristeien verwies, das Königthum, wenn auch nicht den König, behielt, ohne die Besitzungen irgend Jemand zu confisciren, ohne irgend Jemand zu guillotiniren? Vor einem solchen Verfahren erschreckte man eben so wenig, daß die Opposition ihre Reihen plötzlich durch jene wesentlich royalistische Partei vergrößert sah, welche man die Abgefallenen nannte, Leute von Vermögen, von Talent, selbst von Genie, denn Chateaubriand befand sich da, der eifrigste von Allen, der die fleckenlose Fahne in der einen, sein Gesetz für unbeschränkte Pressfreiheit in der andern Hand, den unglücklichen Karl X. in größere Verlegenheit brachte, als alle Andern. Eines Tages glaubte denn der König, das Spiel gehe zu weit und er sei es selbst schuldig, Jeden an den ihm gebührenden Platz zu stellen.

Die Rolle des Herzogs von Orleans in diesem politischen Drama war leicht; der geschickteste Ehrgeiz, die festeste Treue hätte ohne Zweifel nichts Anderes thun können als das, was er that: sich fern zu halten. Wir glauben nicht, daß der Herzog von Orleans conspirirte, zuerst weil wir ihn für einen ehrlichen Mann und einen ehrlichen Fürsten halten, der seine Pflicht der Krone vorzieht, zweitens aber auch, weil es in seinem Interesse lag, nicht zu conspiriren.

Im Jahre 1829 machte er eine Reise nach England und sah da Männer von jeder Meinung; falsch aber ist es, wenn man behauptet, diese Reise habe den Zweck gehabt, jenen der möglichen Ausgänge des Kampfes vorzubereiten, der, wie er vorhergesehen, in Frankreich ausbrechen mußte. Im Jahre 1829 konnte der Herzog von Orleans diesen Kampf noch nicht für so nahe bevorstehend halten; die Ereignisse überstürz-

ten sich dermaßen, daß jede menschliche Voraussicht vereitelt wurde.

Im Mai 1830 kam der König von Neapel nach Paris und der Herzog von Orleans empfing seinen Schwiegervater in dem Palais Royal mit einer Pracht, die man nur in den Tuileries bei den Festen der constitutionellen Monarchie wiedergesehen hat. Man sagte schon damals, was man seitdem böshafter Weise wiederholt hat, der Herzog von Orleans liebe die Menge; aber diese Menge war glänzend, und das Fest wahrhaft königlich, obgleich alle Meinungen dabei vertreten und selbst einige Überreste der ehemaligen republikanischen Meinungen zugegen waren, die hier mit dem Überreste der ehemaligen Auswanderung zusammentrafen. Der König Karl X. (den man zum erstenmale bei seinem Better sah) hatte sich eben so eingefunden wie der Bürger-Marquis, Herr von Lafayette, von dem man scherzweise gesagt hat, seine Strafe in der Hölle bestehe darin, daß er auf einem Rappen, mit einer weißen Fahne in der Hand, vor den Schatten paradiren müsse. Karl X. ging auf der Terrasse umher und begrüßte von da das Volk, das sich in dem Hofe und in dem Garten drängte, und ihm durch wiederholtes: »Vive le roi!« antwortete. Das war der letzte fröhliche Zuruf des Volkes, und Karl X. vernahm ihn bei dem Herzoge von Orleans. Allerdings ist es auch wahr, daß dasselbe Volk wenige Augenblicke nachher seine Heiterkeit in einem fast revolutionären Tumulte kund gab; die Stühle im Palais Royal wurden zertrümmert und verbrannt und man hätte glauben können, es sei unter der so lärmend fröhlichen Volksmenge plötzlich der Schatten Camille Desmoulins erschienen, und die Gefühle von 1780 erregten von neuem die Herzen. In den Salons dagegen war der Ball prächtig; der junge Herzog von Chartres tanzte Galopp mit der Herzogin von Berry. »Es ist ein ganz neapolitanisches Fest; wir tanzen auf einem Vulkan,« sagte Herr von Salvandy, der es selbst erzählt, daß er damals einen politischen Ausbruch mehr fürchtete, als den, welcher Herculanium unter seiner Asche begrub. Der Herzog von Orleans hörte Salvandy's Bemerkung und bemühte sich, in einer langen historischen Unterredung den Gelehrten zu beruhigen. Seiner Meinung nach lagen in dem Volke alle Bürg-

schaften zu einer friedlichen Lösung der Frage, welche das Volk und der Hof theilten. »Der Prinz,« setzt Herr von Salyandy hinzu, »stützte seine Ansichten auf Vergleiche, die er von England, der Schweiz und den Vereinigten Staaten hernahm. Se. Königliche Hoheit war liberaler als ich.«

Sechs Wochen später erfuhr der Prinz wie Jedermann durch den Moniteur die schicksalschweren Ordonanzen.

Um den König richtig beurtheilen zu können, wie den Menschen, mußte Alles dies vorausgeschickt werden. Wenn Ludwig Philipp 1830 ganz natürlich der Mann der Umstände war, so war er es, weil seine Vergangenheit für die Zukunft bürgte. Er hatte Frankreich und Europa fast allgemeines Vertrauen einge-

flößt, nicht durch geschriebene oder gesprochene Versprechungen, denn er hatte nie etwas zu versprechen gehabt, sondern weil man sagen konnte und mußte, er werde sich consequent bleiben. Ist er es immer gewesen? Das ist die zu lösende Frage, und nicht, ob er die Verbindlichkeiten erfüllt hat, die man vielleicht in seinem Namen übernommen. Die Einen nahmen ihn ohne Zweifel als König an, ob er gleich Bourbon war, wie Andere ihn anerkannten, weil er Bourbon war; er selbst übernahm seine neue Stellung, obgleich und weil, d. h., obgleich es ihm schwer wurde, den Schein auf sich zu laden, als maße er sich die Rechte der ältern Linie an, aber auch weil es seine Fürstenpflicht erforderte, die Monarchie zu retten und weil er als Franzose Frankreich retten mußte.

Ammalat Beg.

(Ein Sittengemälde der tapfern und muthigen Völkerschaften am Caucasus.)

1. Die Dschischitera.

Es war Dschuma (Freitag, der wöchentliche Feiertag der Mahomedaner), nicht weit von Buinaki, einem ansehnlichen Dorfe im nördlichen Daghestan; die jungen Tartaren hatten sich zu ihrem Nationalspiele, der Dschischitera oder dem Wettrennen mit verschiedenen Kraft- und Muthproben versammelt. Links von der Straße von Derbend nach Tarki, an welcher Buinaki liegt, erhoben sich die Gipfel des Caucasus mit ihren dunkeln Wäldern, und auf der andern Seite streifte der Blick über Wiesen, jenseits welcher das caspische Meer sich ausbreitete.

Es war im Mai und die dem Untergehen nahe Sonne überstrahlte mit ihrem Lichte die Gruppen von Eichen, Pappeln und blühenden Mandelbäumen, die sich an dem Gebirge hinzogen, dessen fast senkrechte Seiten das auf zwei langen Simsien ruhende Dorf trugen. Tausende von Rosen blüheten in den Felsenrißen und der Wind vom Meere her verbreitete ihren Duft

weit hin. Alle Bewohner waren durch die Abendkühle aus ihren Sakkas *) gelockt worden und hatten sich an den beiden Seiten des Weges versammelt. Die Frauen saßen unverschleiert, den Kopf mit einem Tuche turbanartig verhüllt, in ihrer Arkhalukh **) und ihrem weiten Tuman *** im Kreise herum und sahen den Spielen der Kinder zu. Die Männer standen oder kauerten auf ihren Knien in kleinen Gruppen umher. ****)

*) Sakla, die tscherkessische Hütte.

**) Eine Art Rock mit Stiehkragen, der bis auf die Knie reicht und zusammengehäkelt wird. Dieses Kleidungsstück wird von beiden Geschlechtern getragen.

***), Beinkleider der Frauen; die der Männer heißen, ob sie gleich ganz dieselbe Form haben, Schalwars. Es ist eine Beleidigung für einen Mann, wenn man sagt er trage Tuman.

****), Die Afiaten pflegen öffentlich oder in Gegenwart eines Höhern zu knien.